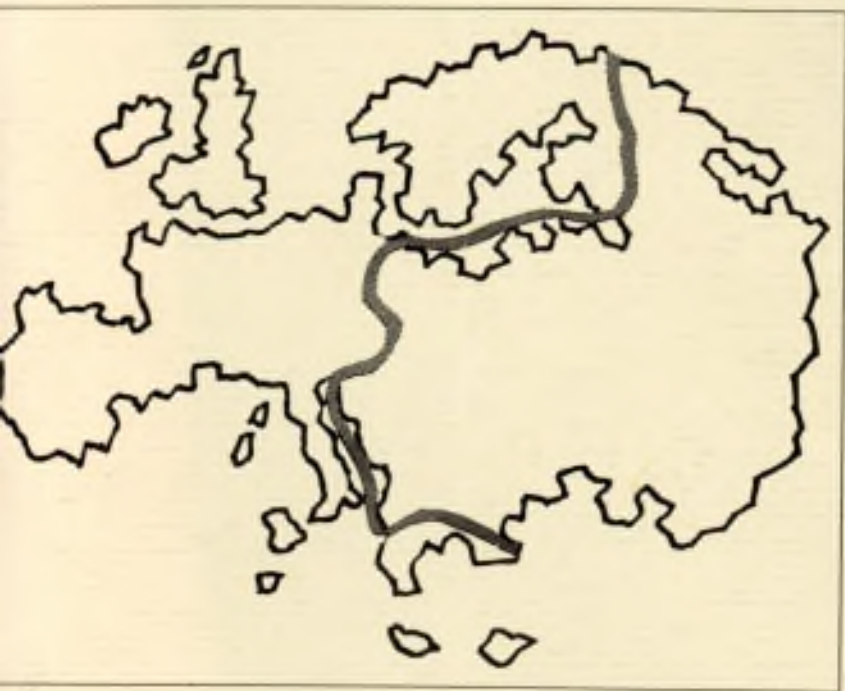


NEUE HORIZONTE

NEW HORIZONS

NOUVEAU HORIZONS



JAHRGANG 1988 – SONDERAUSGABE

YEAR 1988 – SPECIAL EDITION

ANNÉE 1988 – EDITION SPÉCIALE

NOVÉ OBZORY

ROČNÍK 1988 – ZVLÁŠTNÍ CIZOJAZYČNÉ VYDÁNÍ

INHALT – CONTENTS – CONTENU:

Felix Uhl: Editorial

Alfred Dregger: Deutsche Frage – ein europäisches Problem

Niklaus von Liechtenstein: Der Europarat, seine Aufgaben und Möglichkeiten

Peter Sager: Is Perestroika a variant of the Same?

Ivan Sviták: The Elusive Goat

Niklaus Lobkowicz: Warum fasziniert der Marxismus?

Drago Jančar: Le Triomphe des Masses

Werner Ross: Wer hat Angst vor Böll und Grass?

Jan Zahradníček: Gedichte aus dem Zyklus «Der Häftling Gottes»

Libor Koval: 3 Gedichte aus dem Zyklus «Zwölf Kalenderblätter»

Zlata Junge-Zimmerová: Am Grab der böhmischen Könige



I. Seite / Umschlag: GETEILTES EUROPA
vom Meister Jiří Zavřel, Los Angeles, California, USA, 1980.

Charles HUG: Hinter Stacheldraht
Wandbild zum Thema «Kriegsgefangene» für das Internationale Komitee vom
Roten Kreuz «CICR» in Genf.

EDITORIAL

In der letzten fremdsprachigen Sonderausgabe wandten wir uns an einige prominente Persönlichkeiten mit gezielten Fragen zum Problem der Vereinigung Europas, wie es im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts aussieht, in einer Zeit, in welcher die machtpolitischen Spannungen geo-politische Dimensionen und die letzte Grenze des für Menschen Erträglichen erreicht haben. Die Antworten waren zwar teilweise sehr interessant, im Grunde genommen jedoch zu allgemein. Das ist auch verständlich: man kann leider keine schnellwirkende, verbindliche Rezepte erteilen, sondern nur eine gewisse Abschätzung und Abwägung verschiedener Möglichkeiten, Hindernisse, Alternativen und ersten Schritte.

Dennoch hat das Streben nach einem vereinigten Europa an Bedeutung nicht verloren. Im Gegenteil. Nicht nur die neutralen Staaten bemühen sich um eine Mitgliedschaft, auch der COMECON sucht eine Annäherung respektive konkrete Mitarbeit. Gezwungenerweise.

In der EG selbst ist man um einige Schritte weitergekommen: neue Mitglieder wurden aufgenommen, weitere bewerben sich. Man spricht und verhandelt bereits über eine gemeinsame europäische Währung, Aufhebung gewisser zwischenstaatlichen Grenzen und über die damit verbundenen Erleichterungen.

Mitte in den Bemühungen um ein wirtschaftlich, politisch und nicht zuletzt auch militärisch starkes Europa darf man eins nicht vergessen: Dass Ost- und Nordeuropa ebenfalls zum Europa gehört, trotz dem durch die Sowjets geschaffenen Spalt. Trotz Glasnost und Perestrojka klafft er weiterhin. Weder Gorbatschow noch seine Freunde haben bisher mit keinem Wort eine Möglichkeit diesen Spalt zu beseitigen erwähnt oder wenigstens angedeutet. Deshalb muss es immer wieder, besonders vor jungen Leuten, die das selbst nicht erlebt haben, wiederholt werden, dass die auf dem Kontinent übermächtig dastehende Sowjetunion es ist, die die osteuropäischen Völker konsequent daran hindert, am freiheitlich-demokratischen Prozess der europäischen Integration teilzunehmen. Es liegen genug Beweise vor, dass die osteuropäischen Völker diesen Weg gegangen wären, wenn sie die Freiheit dazu gehabt hätten: DDR im Jahre 1953, Ungarn 1956, Tschechoslowakei 1968 und bereits vorher schon, 1947, als sie auf Stalins Befehl gezwungen wurde den Marshallplan abzutehnen, in jüngster Zeit Polen, ebenfalls Estland, Litauen, Lettland. Europa hat sich mit Hilfe der Verbündeten, hauptsächlich der Alliierten, aus der nazistischen Willkür befreit. Wer sich aus der Willkür befreit hat, muss jedem Nächsten mit-helfen, ebenfalls frei zu werden, weil er sonst eines Tages seine eigene Freiheit verlieren könnte.

Felix Uhl

ALFRED DREGGER:

DEUTSCHE FRAGE – EIN EUROPÄISCHES PROBLEM

Geschrieben für Nové Obzory (Neue Horizonte), Zeitschrift des tschechischen christlich-demokratischen Exils.

1. Die deutsche Frage ist die Frage nach der Gestaltung der Mitte Europas. Das war immer so. Zwischen dem Schicksal Deutschlands und dem Schicksal Europas besteht ein unauflöslicher Zusammenhang, auf den Charles de Gaulle mit seinem Wort, die deutsche Frage sei das «europäische Problem par excellence», hingewiesen hat.

Deutschland war bis 1945 nicht nur die geographische, sondern auch die politische Mitte Europas. Seit 1945 gibt es diese Mitte nicht mehr. Quer durch Deutschland und Europa verläuft eine Systemgrenze, die einschneidender ist als jede Staatsgrenze.

Die Teilung Deutschlands und Europas zu überwinden, ist nicht nur wegen des Systemgegensatzes zwischen Freiheit und Diktatur schwierig, sondern auch deshalb, weil es nicht mehr ein europäisches Mächtesystem gibt, sondern ein Weltmächtesystem, in dem aussereuropäische Mächte dominierend sind: die Sowjetunion – die ja eine euroasiatische Macht ist oder eine europäische Macht mit einem asiatischen Kolonialreich; jedenfalls mehr als eine europäische Macht – und die atlantische Weltmacht USA. In diesem Weltmächtesystem muss sich die Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas vollziehen.

2. Aus diesen beiden Tatbeständen – Systemgegensatz und Weltmächtesystem – folgt: Die Überwindung der Teilung Deutschlands ist auch ein Sicherheitsproblem – und zwar nicht nur für den Zeitpunkt, zu dem die Teilung überwunden ist, sondern auch für die Zeit des langen Weges zu diesem Ziel. Ich will dies an einem Beispiel illustrieren:

Wenn die deutsche Frage nach dem Österreich-Modell gelöst würde, entstünde eine atomar nicht bewaffnete Mittelmacht Deutschland. Sie wäre unfähig zur Selbstverteidigung bei einem sehr geschwächten Westeuropa, das ohne die Bundesrepublik Deutschland ja nur noch eine Brückenkopffunktion haben könnte. Diese zur Selbstverteidigung unfähige Mittelmacht Deutschland wäre Gegenstand des Misstrauens von allen Seiten.

Solange die Teilung Deutschlands und Europas anhält, ist daher die Präsenz der USA unentbehrlich, um durch das Gewicht der einen Weltmacht das Gewicht der anderen, der euroasiatischen Weltmacht Sowjetunion ausbalancieren können. Wenn nicht einmal die europäische Sicherheitsunion ausreicht, ein Gegengewicht gegen die Sowjetunion bilden zu können – wie könnte dann Deutschland **allein** beides entbehrlich machen: das Gewicht der Weltmacht USA und das der europäischen Sicherheitsunion?

Noch problematischer erscheint es, wenn man die Österreich-Lösung einmal von der anderen Seite durchdenkt. Zu dieser Lösung würde militärische Neutralität gehören – aber auf dem Boden der westlichen Freiheit. Wer soll eigentlich die DDR veranlassen, ihr jetziges System aufzugeben? Sollte das die DDR-Führung selber tun? Das ist höchst unwahrscheinlich. Oder sollten es die Siegermächte tun – unter Einschluss der Sowjetunion –, indem sie das System eines wiedervereinigten Deutschland der Entscheidung der Wähler unterwerfen? Wie die Wähler entscheiden würden, ist voraussehbar. Was also sollte die Sowjetunion dazu bringen, das System in der DDR zur Disposition stellen zu lassen?

Für die Sowjetunion ist die DDR

- der Vorposten in der Mitte Europas, von dem aus sie unmittelbar Druck auf Westeuropa ausüben kann;
- der Sperrriegel gegenüber Polen;
- ein paktinterner wertvoller Wirtschaftspartner,
- der wichtigste Verbündete.

Wer also sollte die Sowjetunion veranlassen, diese DDR zur Disposition der Wähler zu stellen, soweit es ihr System angeht? Was könnte denn ein wiedervereinigtes Deutschland der Sowjetunion bieten als Gegenleistung dafür, dass sie dem zustimmt? Ich sehe keinen realistischen Weg für eine auf Deutschland beschränkte Lösung der deutschen Frage.

3. Ich ziehe daraus folgende Schlussfolgerung:

Beides zu erstreben – die Einheit Deutschlands und die Einheit Europas – entspricht nicht nur dem Auftrag unserer Verfassung, sondern sie ist auch Realpolitik.

Erste Stufe muss die politische Union Westeuropas sein:

- Allein die politische Union Westeuropas, zu der die Wirtschafts- und Währungsunion und die Sicherheitsunion gehören, wäre ein adäquater Gesprächspartner der Weltmächte.
- Allein diese politische Union, an der Deutschland beteiligt ist, entzöge anti-deutschen Ressentiments und anti-deutschem Misstrauen die Grundlage.
- Allein diese politische Union Westeuropas könnte für die zweite Stufe der politischen Union – die Einheit ganz Europas von Polen bis Portugal – auch der Sowjetunion etwas bieten. Dieses vereinigte Europa könnte zur friedenserhaltenden Mitte zwischen den Weltmächten werden. Das würde das Ende der militärischen Konfrontation der beiden Weltmächte in Europa bedeuten. Die mit dieser Konfrontation verbundenen Lasten könnten den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion abgenommen werden. Das von Polen bis Portugal vereinigte Europa könnte auch als Partner für die Sowjetunion interessant sein, wenn man an die ungeheuren Ressourcen denkt, die sie an Rohstoffen und Energievorkommen besitzt.

Die erste Stufe der politischen Union ist jetzt möglich und notwendig. Wenn sie nicht zustande kommt, wage ich zu bezweifeln, dass sie in zehn Jahren noch möglich ist. Die zweite Stufe ist eine Vision – aber eine Vision, die nichts aufs Spiel setzt: weder den Frieden noch unsere Freiheit noch unsere Sicherheit.

4. Es gilt, diese Europapolitik zu verbinden mit einer offensiven Deutschlandpolitik. Wir halten an unseren deutschlandpolitischen Zielen und rechtlichen Positionen fest.

Nach dem Honecker-Besuch in der Bundesrepublik Deutschland lautete eine Überschrift in einer deutschen Zeitung: «Ohne Illusion und ohne Resignation». Mit dieser Formulierung sind die Leitworte unserer Deutschlandpolitik umschrieben. Wir sind ohne Illusion, was die realen Möglichkeiten angeht, und ohne Resignation, was unser nationales Ziel angeht: Einheit, Freiheit und Menschenrechte für alle Deutschen.

Auch nach dem Honecker-Besuch hat sich in den Rechtspositionen nichts gegenüber dem verändert, was 1972 im Grundlagenvertrag vereinbart worden ist. Es bleiben unsere politischen und Rechtsvorbehalte, die jetzt noch an Bedeutung gewinnen:

1. Die DDR ist für uns kein Ausland. Das Staatsbürgerrecht gilt weiter. Wir grenzen keinen deutschen Mitbürger aus.
2. Die deutsche Frage ist offen und bleibt offen, bis sie geregelt ist. Sie ist nicht geregelt.

Ohne Zweifel stellte der Besuch Honeckers in der Bundesrepublik Deutschland eine Aufwertung der DDR dar. Das ist der Preis für die erheblichen Zugeständnisse, die die DDR ihrer eigenen Bevölkerung gemacht hat. Dies bezieht sich vor allem auf den Reiseverkehr. Allein in diesem Jahr (1987) haben über drei Millionen Bürger aus dem anderen Teil Deutschlands die Bundesrepublik Deutschland besucht, darunter fast 900.000 unterhalb des Rentenalters.

Wir verhandeln mit der DDR-Führung, weil sie die Herrschaft im anderen Teil Deutschlands besitzt; weil es um unsere Landsleute geht. Aber wir verschweigen nicht, dass zwischen einer demokratischen Partei und einer kommunistischen Partei grundsätzliche qualitative Unterschiede bestehen. Deshalb ist es fatal, dass SPD und SED ein gemeinsames Grundsatzpapier verabschiedet haben, in dem der SED bescheinigt wird, dass auch sie dem humanistischen Erbe Europas verpflichtet sei und die Menschenrechte verwirklichen wolle. In der geistigen Auseinandersetzung in und um Deutschland dürfen die fundamentalen Unterschiede zwischen Demokratie und Diktatur nicht verwischt werden. Unser Ziel ist klar. Es heisst: Menschenrechte und Selbstbestimmung für alle Deutschen.

Wir wollen die Zusammenarbeit zwischen den beiden Staaten in Deutschland intensivieren. Wir wollen mit der DDR auch über Sicherheits- und Rüstungsfragen sprechen. Honecker hat bei seinem Besuch in der Bundesrepublik Deutschland von sich auf die Notwendigkeit der konventionellen Abrüstung hingewiesen und die Tatsache mitgeteilt, dass es Ungleichgewichte gebe, die ausgeräumt werden müssen. Das gilt für den konventionellen Bereich, das gilt für den chemischen Bereich, und das gilt auch für den atomaren Kurzstreckenbereich. Es muss auch auf diesen Feldern in Europa mehr Gleichgewicht – und damit mehr Sicherheit – geben.

Unser zweites Ziel ist die schrittweise Verwirklichung von mehr Freizügigkeit in Deutschland. Es dürfen nicht etwa eine Million DDR-Bürger überhaupt ausgegrenzt werden, einmal diejenigen, die unmittelbar an der Grenze zur Bundesrepublik Deutschland leben, und die anderen aus angeblich sicherheitsrelevanten Tätigkeiten heraus.

Wir fordern, dass der Schiessbefehl der DDR endgültig aufgehoben wird. Er bedroht das Leben der Menschen, er verletzt die Würde des Menschen und die Würde der deutschen Nation.

Wenn es richtig ist, dass das Sein – so die marxistische Doktrin – das Bewusstsein verändert, dann ist klar: Das Bewusstsein der Menschen wird es auf die Dauer nicht zulassen, dass in Deutschland auf Deutsche geschossen wird, die von Deutschland nach Deutschland gehen wollen. Und je intensiver die Zusammenarbeit wird auf den Gebieten, auf denen es möglich ist, umso mehr wird sich dieser Standpunkt auch durchsetzen.

5. Der französische Publizist Joseph Rovin hat einmal gesagt, den Deutschen, die die Spaltung des europäischen Kontinents «sozusagen exemplarisch erleiden», erwache aus ihrer geographischen Lage eine «besondere, ebenfalls exemplarische Verantwortung» für Europa. Die freien Deutschen sind sich dieser Verantwortung bewusst. Die Staatsraison verlangt von der Bundesrepublik Deutschland, Motor der Einigung Europas auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes seiner Völker zu sein.

Wenn die freien Deutschen so leichtfertig wären, die deutsche Frage zu den Akten zu legen, dann liessen sie nicht nur Millionen ihrer eigenen Landsleute im Stich – die Deutschen in der DDR und die Deutschen in den Ländern Mittel-, Ost- und Südosteuropas; sie träfen mit der Absage an das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Nation auch die Polen, die Tschechen und Slowaken, die Ungarn.

Für alle Europäer, die heute noch in Unfreiheit leben müssen, bleibt eine Zukunft in Freiheit nur so lange offen, solange die deutsche Frage offen bleibt.

6. Die deutsche Frage kann erst in einem Friedensvertrag mit Deutschland endgültig geregelt werden. Dieser Friedensvertragsvorbehalt ist der einzige operative Ansatz für die Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas. Wer diesen Vorbehalt aufgibt und wegwirft, untergräbt die Lebensinteressen aller europäischen Völker: Er gibt nicht nur einem einigen und freien Deutschland, sondern auch einem einigen und freien Europa für die Zukunft keine Chancen mehr.

Ich weiss aus vielen persönlichen Begegnungen bei Reisen durch die DDR, durch Schlesien, durch Ostpreussen, aber auch aus Gesprächen, die ich immer wieder in Bonn führe, wie sehr die Deutschen, die in Unfreiheit leben müssen, darauf bauen, dass wir unbeirrt festhalten am Recht auf Selbstbestimmung für die gesamte deutsche Nation. Kein Staat existiert auf Dauer ohne nationale Identität. Und unsere nationale Identität ist keine bundesdeutsche, sondern es ist eine deutsche.

Wir erklären uns mit den Deutschen, die in der Sowjetunion und in den Ländern Ost-, Mittel- und Südosteuropas ausharren, solidarisch. Ihr Schicksal berührt uns tief. Bis heute sind sie bei den Menschenrechten – was die Muttersprache, was die Erziehung der Kinder in deutschen Schulen und was Gottesdienste in deutscher Sprache angeht – behindert oder ausgeschlossen.

Im Staats- und Verwaltungsgebiet der Volksrepublik Polen leben noch über eine Million Deutsche. Wir werden nicht nachlassen, die Regierung in Warschau aufzufordern, diesen Deutschen endlich das Recht zu gewähren, sich als Deutsche zu ihrem Deutschtum zu bekennen; ihre kulturelle und sprachliche Identität zu wahren; ihnen die Freiheiten zu geben, die jeder Volksgruppe in der ganzen Welt zustehen.

Die Lage der Russlanddeutschen – nach offizieller Statistik sind es rund zwei Millionen; wahrscheinlich werden es weit mehr sein – ist bedrückend. Nach wie vor wird den Russlanddeutschen jedes Mindestmass an kultureller Eigenständigkeit verweigert. Wer von ihnen sein Menschenrecht auf Ausreise verwirklichen will, wird schwerer Diskriminierung unterworfen, als potentieller Feind behandelt.

Die Christliche Demokratische Union und die Christlich-Soziale Union sind nicht müde geworden, auf die Notlage dieser bedrängten Menschen hinzuweisen. Wir haben Initiativen im Deutschen Bundestag, im Europarat und im Europäischen Parlament ergriffen. Wir haben alle Gesprächsmöglichkeiten mit sowjetischen Politikern genutzt. Auch Bundespräsident Richard von Weizsäcker hat bei seinem Staatsbesuch in der Sowjetunion dieses leidvolle Problem angesprochen.

Die Sowjetunion hat sich unserem Drängen nicht völlig entziehen können. Nach mehreren Jahren, in denen kaum noch Russlanddeutsche ausreisen durften, ist nun ein wenig Bewegung in die sowjetische Ausreisep Praxis gekommen; so konnten in den ersten sieben Monaten dieses Jahres 5513 Personen im Rahmen der Familienzusammenführung zu uns kommen. Dies ist ein erster positiver Schritt, dem weitere folgen müssen. Darauf werden wir weiter mit grossem Nachdruck drängen.

7. Die Teilung Deutschlands und Europas kann und darf nicht das letzte Wort der Geschichte sein. Die Grenze quer durch den europäischen Kontinent stellt eine erstarrte Kriegoordnung dar; sie ist keine historische und keine kulturelle Grenze. Deshalb verletzt die Teilung die Würde Europas und seiner Völker und die Rechte seiner Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung.

Es gilt, Europa eine Friedensordnung zu geben, die auf den Menschenrechten, auf dem Selbstbestimmungsrecht der Völker und Volksgruppen und auf ausgehandelten Friedensverträgen beruht. Das ist eine Zukunftsperspektive, für die die Zeit noch nicht reif sein mag. Aber ohne Perspektiven für die Zukunft kann auch pragmatische Alltagspolitik nicht erfolgreich sein. Die Alternative zum geteilten Europa von heute – ein auf Freiheit und Recht, Versöhnung und gegenseitigen Interessenausgleich gegründetes vereinigtes Europa, in dem die Völker ohne Frucht und Zwang miteinander leben können – steht in Übereinstimmung mit den Zukunftshoffnungen der Menschheit. Es ist ein Ziel, das die europäischen Völker mit Aussicht auf Erfolg nur gemeinsam anstern können und das nur in Zusammenarbeit mit den beiden Weltmächten, unter Berücksichtigung ihrer Interessen – auch ihrer Sicherheitsinteressen – verwirklicht werden kann.

DER EUROPARAT, SEINE AUFGABEN UND MÖGLICHKEITEN

Gerne bin ich dem Wunsch nachgekommen, in «Neue Horizonte» einen Beitrag über den Europarat zu schreiben, erstens weil die bald 40jährige Geschichte des Europarates in vieler Weise auch die Geschichte der europäischen Einigungsbestrebungen wiederspiegelt und zweitens, weil im gesamteuropäischen Kontext einige zukünftige Möglichkeiten des Europarates liegen. So soll im folgenden kurz auf die Geschichte der Organisation eingegangen werden, auf ihren jetzigen Aufgabenbereich, ihre Strukturen und mögliche zukünftige Rollen auf unserem, sich rasch wandelnden Kontinent.

1. Geschichtliches

Der Europarat wurde am 5. Mai 1949 als erste zwischenstaatliche Organisation in Europa mit einer politischen Finalität gegründet. Das Statut des Europarates wurde an diesem Tag von zehn Staaten (Belgien, Dänemark, Frankreich, Irland, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Schweden und Vereinigtes Königreich) in London unterzeichnet und trat am 3. August des selben Jahres in Kraft.

Die Idee, eine europäische Organisation zu gründen, in der die Staaten zusammenarbeiten und auf eine Einigung hinstreben sollten, war nicht neu. Schon seit Jahrhunderten wurden solche Ideen immer wieder formuliert, man denke z.B. an Kants Werk «Zum ewigen Frieden» aus dem Jahr 1795. Auch politisch Mächtige haben im Laufe der Geschichte mehr als einmal versucht, Europa unter ihrer Macht zu vereinen.

Von einer europäischen Einigung, so wie wir den Begriff heute verstehen, das heisst als Zusammenschluss freier, souveräner Staaten in einem gemeinsamen Wirtschaftsraum bei sukzessiver Übertragung gewisser Hoheitsrechte an gemeinsame Institutionen oder Organe, kann wohl erst im 20. Jahrhundert gesprochen werden. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen kam es bereits zu recht konkreten Schritten in dieser Richtung. Die Gründung der Paneuropabewegung 1923 und der Briand-Plan für eine europäische Union 1929 seien hierbei erwähnt. Aber erst die verheerenden Auswirkungen zweier Weltkriege, die globalen Machtverschiebungen mit der zunehmenden Bedeutung neuer Macht- und Wirtschaftszentren ausserhalb Europas sowie der rasch anwachsende internationale Wirtschaftsaustausch, der die nationalen Grenzen unseres Kontinents zu einem immer grösser werdenden Hindernis abstempelte, führten zu einer Konkretisierung dieser Einigungsbestrebungen. Viele entsprechende Initiativen auf privater und staatlicher Basis waren so gleich nach 1945 entstanden. Schon im Zweiten Weltkrieg fand die Einigungsidee ihren mächtigsten offiziellen Vertreter in Sir Wiston Churchill. Im Mai 1948 kam es zu einem grossen Kongress in Den Haag, der von einem inzwischen gegründeten Koordinationskomitee der europäischen Bewegung einberufen wurde. Die Empfehlung dieses Kongresses beeinflusste stark die bald darauf begonnene Arbeit der Regierungen zur Gründung eines Europarates. Schon zu diesem Zeitpunkt waren aber die Meinungen recht unterschiedlich, wie weit die Kompetenzen

eines solchen Europarates gehen und wie sie zwischen den parlamentarischen sowie dem Regierungsorgan dieser Organisation verteilt werden sollten. Diese Auseinandersetzung, die letztlich die Frage der Abgabe von Souveränitätsrechten durch die Nationalstaaten an gemeinsame Institutionen betrifft, ist bis heute die Grundfrage der europäischen Einigung geblieben, auch im Rahmen der europäischen Gemeinschaften. Im Statut des Europarates entschied man sich eindeutig für eine zwischenstaatliche anstatt einer supranationalen Organisation, was den Vorteil hatte, dass auch die Staaten beitreten konnten, die, sei es aus Neutralitätsrechtlichen oder anderen Gründen, keine supranationale Organisation wollten. Innerhalb eines Jahres nach seiner Gründung umfasste der Europarat bereits 14 Staaten (zu den Gründungsstaaten kamen Griechenland, Island, die Türkei und die Bundesrepublik Deutschland hinzu). Wie die Organisation konzipiert sein sollte, blieb aber auch in den ersten Jahren nach der Gründung die Hauptfrage. Versuche, einem grösseren Integrationswunsch durch Änderung des Status oder durch die Möglichkeit von politisch bedeutenden Teilabkommen im Rahmen des Europarates entgegenzukommen, scheiterten. Die integrationswilligeren Staaten begannen deshalb nach Zusammenschlüssen ausserhalb des Europarates zu suchen. So kam es 1951 zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS), und am 25. März 1957 wurde in Rom die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft gebildet. Durch die Ausgestaltung dieser supranationalen Organisation änderte der Europarat immer mehr seine Ausrichtung: die Organisation, die ursprünglich als Hauptmotor der europäischen Einigung gesehen wurde, bekam immer mehr eine Brückenfunktion zwischen den Staaten, die Mitglieder in der Europäischen Gemeinschaft waren und denen, die bloss eine zwischenstaatliche Zusammenarbeit suchten. Aber auch für die Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaften, die alle Mitglieder des Europarates sind, nimmt die Organisation wichtige Aufgaben wahr. Die vielen Konventionen des Europarates, denen in gleicher Weise Mitgliedstaaten und Nicht-Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaft angehören, belegen dies deutlich und illustrieren seine Brückenfunktion. Sogar die Europäischen Gemeinschaften als Institution sind Vertragspartei mehrerer Konventionen des Europarates. Dass die europäischen Staaten dem Europarat auch nach der Gründung der Europäischen Gemeinschaft ihr Interesse entgegenbringen, ist daraus ersichtlich, dass neben den 14 oben genannten Staaten, die zu Beginn Mitglieder wurden, im Laufe der Jahre bis heute weitere 7 Staaten hinzukamen (Österreich, Zypern, Liechtenstein, Malta, Portugal, Spanien, Schweiz). Zwei weitere Staaten, Finnland und San Marino, haben vor kurzem ihr Beitrittsgesuch eingereicht und werden wohl innerhalb eines Jahres Mitglied werden. Jeder europäische Staat, der das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit anerkennt, seinen Bürgern die Menschenrechte und Grundfreiheiten garantiert sowie demokratisch organisiert ist, kann dem Europarat beitreten. Von allen Mitgliedstaaten wird erwartet, dass sie der Europäischen Menschenrechtskonvention, auf die weiter unten zurückzukommen sein wird, beitreten.

II. Organisationsstruktur

Die beiden hauptsächlichen Organe des Europarates sind das Ministerkomitee und die Parlamentarische Versammlung, denen ein Generalsekretär mit seinen Mitarbeitern zur Seite steht

1. Ministerkomitee

Das Ministerkomitee ist das eigentliche Leitungsorgan des Europarates. Einzig das Ministerkomitee kann verbindlich für die Organisation sprechen, es setzt die Arbeitsprogramme und den jährlichen Haushalt fest und nimmt die Texte internationaler Konventionen («Europäische Übereinkommen») an, die dann für alle Staaten, von denen sie ratifiziert wurden, verbindlich sind. Neben Konventionen verabschiedet das Ministerkomitee auch Empfehlungen an die Mitgliedsregierungen, die zwar ebenfalls als Rechtsinstrumente bezeichnet werden, aber vor allem politische Bindungswirkung haben. Das Ziel der Verabschiedung dieser Konventionen und Empfehlungen, die die verschiedensten staatlichen Tätigkeitsbereiche betreffen können, zielen in erster Linie auf die Förderung der Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedstaaten ab sowie auf eine verstärkte Harmonisierung nationaler Rechtsnormen. Eine grosse Zahl der Konventionen werden vom Ministerkomitee auch für den Beitritt von Nicht-Mitgliedsländern geöffnet.

Das Ministerkomitee besteht aus den Aussenministern der 21 Mitgliedstaaten. In der Regel treten die Aussenminister aber bloss zweimal jährlich zu einer nichtöffentlichen Sitzung zusammen, um zumeist allgemeine politische Fragen zu besprechen, Richtlinien für die Arbeit des Europarates festzulegen und sonstige wichtige Fragen, die die Organisation betreffen, zu entscheiden. Zwischen den Sitzungen der Aussenminister treten ihre Delegierten, die beim Europarat akkreditierten ständigen Vertreter, in der Regel jeden Monat während mehreren Tagen zusammen, um die laufenden Geschäfte zu erledigen und die Ministersitzungen vorzubereiten. Jedes Mitglied hat eine Stimme im Ministerkomitee in dem die meisten politischen Entscheidungen (z.B. die Verabschiedung einer Konvention) Einstimmigkeit erfordern.

Das Ministerkomitee hat über hundert ihm unterstehende Expertenausschüsse eingesetzt, die sich zumeist aus Fachbeamten der nationalen Regierungen zusammensetzen. Diese Experten pflegen neben der Vorbereitung von Konventions- und Empfehlungstexten, den Gedanken- und Informationsaustausch über ihnen vorgelegte Fragen aus ihrem Fachbereich. So können neue Probleme, denen sich die Staaten gegenübersehen, auf breiter Ebene behandelt und manchmal einer Lösung zugeführt werden.

Neben dem Ministerkomitee gibt es regelmässig stattfindende Konferenzen verschieden Fachminister der Mitgliedsregierungen. Sie haben zwar keine statutarische Kompetenz, sind aber doch ein wichtiges Mittel zur Förderung der Zusammenarbeit in Europa.

2. Die parlamentarische Versammlung

Abgesehen von Wahlgeschäften hat die parlamentarische Versammlung des Europarates nur beratende Kompetenz. Ein Grossteil der Initiativen des Europarates gehen aber auf Empfehlungen oder andere Beschlüsse der parlamentarischen Versammlung zurück. So haben ein Grossteil der Konventionen ihren Ursprung in der Versammlung gehabt. Neben Debatten, die die Tätigkeit des Europarates direkt betreffen, umfassen die Themenkataloge der jährlich drei Plenarsessionen ein weites Spektrum von Fragen mit politischem Bezug.

Der Europarat war bei seiner Gründung 1949 die erste zwischenstaatliche Organisation in der Geschichte, die ein parlamentarisches Organ ins Leben rief. Die 170 Abgeordneten der Parlamentarischen Versammlung werden von ihren

nationalen Parlamenten bestellt und müssen ihre Mitglieder sein. Die Zahl der Vertreter, die jedes Land nach Strassburg entsendet, hängt von der Bevölkerungsgrösse des Landes ab, wobei die kleinsten Länder relativ stärker vertreten sind als die grossen: so entsendet z.B. die Bundesrepublik Deutschland, wie auch die andern drei grossen Staaten, 18 Abgeordnete und Liechtenstein, als kleinstes Land, 2 Abgeordnete. Die Versammlung ist für all diese nationalen Parlamentarier ein wichtiger Ort der Begegnung und des Voneinander-Lernens. Nachdem die meisten Mitglieder des Europaparlamentes, des Parlamentes der Europäischen Gemeinschaften, kein Doppelmandat ausüben können und somit zumeist nicht Abgeordnete in ihren nationalen Volksvertretungen sind, ist der Europarat die einzige Organisation, in der nationale Abgeordnete sich regelmässig auf europäischer Ebene treffen und besprechen können. Die meiste Arbeit wird von den Abgeordneten in den über zehn Fachkommissionen geleistet, die sich mehrmals zwischen den Plenarsessionen der Versammlung treffen.

Neben ihrer europäischen Rolle kommt der Parlamentarischen Versammlung aber auch eine Rolle als Konvergenzpunkt für Vertreter anderer Demokratien auf der Welt zu. Von den etwas über dreissig Staaten auf der Welt, die man heute wohl als im eigenen Sinne demokratisch ansieht, sind einundzwanzig davon in der Parlamentarischen Versammlung vertreten. So hat die Parlamentarische Versammlung des Europarates eine in Abständen von mehreren Jahren stattfindende Strassburger Konferenz über Demokratie eingerichtet, die einen vertieften Gedankenaustausch wirklicher Demokratie erlaubt.

3. Der Generalsekretär

Der Generalsekretär, dem ein Stellvertreter zur Seite steht, wird von der Parlamentarischen Versammlung auf Grund einer Kandidatenliste seitens des Ministerkomitees für fünf Jahre gewählt. Er ist ausführendes Organ für das Ministerkomitee und die Parlamentarische Versammlung und ist beiden verantwortlich. Dem Generalsekretär untersteht ein Sekretariat von ca. 850 Beamten.

III. Aufgaben und Tätigkeiten des Europarates

Als der Europarat gegründet wurde, wurde wohl als seine Hauptaufgabe angesehen, einen Beitrag zum friedfertigen Zusammenleben und zur Versöhnung der Völker zu leisten. Dieses wohl wichtigste Ziel der europäischen Einigung nach dem Krieg hat unter den rechtsstaatlichen und demokratischen, freien europäischen Staaten einen grossen Erfolg zu verbuchen, nicht zuletzt dank des Europarates und der dort vereinbarten Prinzipien zum friedfertigen Zusammenleben, die in der Europäischen Menschenrechtskonvention zu klaren, verbindlichen und durchsetzbaren Rechtsnormen verwandelt wurden. Generell sieht das Statut die Aufgabe der grösseren Einigung zwischen den Mitgliedsländern vor. Verschiedene Mittel sind für die europäische Zusammenarbeit ausdrücklich erwähnt (Konventionen, Empfehlungen usw.). Verteidigungsfragen werden von dieser Zusammenarbeit im Statut ausdrücklich ausgenommen. Dies ist mit ein Grund, warum die neutralen europäischen Staaten dem Europarat beitreten konnten. Abgesehen von der Verteidigung stehen dem Europarat grundsätzlich alle Tätigkeitsbereiche staatlichen Handelns offen. In der Praxis arbeitet der Europarat vor allem in den Bereichen, in denen es keine Überschneidungen mit anderen internationalen besonders aber europäischen

Organisationen oder Institutionen gibt. So werden Wirtschaftsfragen nur am Rande behandelt, nachdem für diesen Bereich andere europäische Organisationen Kompetenz haben (Europäische Gemeinschaften, EFTA, OECD) usw. Die wichtigsten Arbeitsgebiete des Europarates sind: Menschenrechte, Erziehung, Kultur und Sport, Rechtsfragen, Jugendfragen, Sozialfragen, Natur- und Denkmalschutz, öffentliches Gesundheitswesen, Kommunal- und Regionalfragen. Wichtigstes Arbeitsmittel auf all diesen Gebieten ist, wie weiter oben gesagt, die Erarbeitung und Verwaltung von Konventionen. Diese über 120 Übereinkommen des Europarates haben zu bald 1000 Ratifikationen geführt. Wollte man diese multilateralen europäischen Übereinkommen durch bilaterale Verträge gleichen Inhalts ersetzen, bedürfte es vieler tausender solcher Verträge.

Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Arbeitsgebiete des Europarates im Detail einzugehen, es seien im folgenden nur einzelne Bereiche kurz charakterisiert:

1. Menschenrechte

Die Europäische Menschenrechtskonvention, 1950 verabschiedet, bestimmt weitestgehend die Arbeit der Organisation in diesem Bereich und hat schon dadurch eine besondere Bedeutung, da mit ihr zum ersten Mal ein rechtsverbindliches Instrument geschaffen wurde, das die wichtigsten Grund- und Freiheitsrechte garantiert. Sie ist die einzige solche Konvention, die mit einem wirksamen internationalen Instrumentarium zur Durchsetzung dieser Rechte versehen ist. Wenn auch sonst der Europarat keinen supranationalen Charakter hat, so haben doch alle Mitgliedsländer durch den Beitritt zur Menschenrechtskonvention Souveränitätsrechte abgetreten, nachdem die Vertragsparteien Entscheidungen der Organe der Konvention anerkennen und vollziehen müssen. So garantieren eine Kommission und ein Gerichtshof in Strassburg, am Sitz des Europarates, den Schutz dieser verbrieften Rechte. Wohl die wichtigste Besonderheit ist, dass nicht nur die Staaten Beschwerden gegen andere Staaten einreichen können, sondern dass jeder sich beschwerfühlende Bürger eine Individualbeschwerde einreichen kann. So werden jährlich viele hunderte Beschwerden gegen die Mitgliedsländer eingebracht und von der Europäischen Menschenrechtskommission und dem Europäischen Gerichtshof und teilweise auch vom Ministerkomitee behandelt. So kommt es auch mehrmals jährlich zu einer Verurteilung von betroffenen Staaten, die dann ihr nationales Recht dem Spruch der Strassburger Organe anpassen müssen und häufig auch zu Entschädigungszahlungen verurteilt werden. Kaum ein Mitgliedsland ist nicht schon einmal so auf die Strafbank gekommen. Für die Garantie seiner Menschenrechte muss dem europäischen Bürger diese übernationale Institution viel Wert sein. Das Gesamtbudget des Europarates von ca. 100 Millionen Schweizerfranken wäre selbst für diese einzige Aufgabe eine sinnvolle Institution, wenn man bedenkt, was Freiheit und Recht uns allen bedeuten. Die wohl momentan wichtigste politische Aufgabe des Europarates ist es, diese Konvention sorgsam zu verwalten und zur Verteidigung der Menschenwürde in Europa beizutragen.

2. Rechtliche Zusammenarbeit:

Auf diesem Gebiet ist der Europarat vor allem bei der Rechtsharmonisierung und der Rechtshilfe zwischen den Mitgliedstaaten aktiv. So gibt es z.B. Konventionen zur Vereinheitlichung des Familienrechts, zur Förderung der Rechtsaus-

kunft zwischen den Mitgliedsländern, über Rechtshilfe und Auslieferung von Straftätern usw. (Abkommen, z.B. eines über die Transferierung von Strafgefangenen zur Verbüßung ihrer Strafe im Heimatland, wurden auch von einer Reihe aussereuropäischer Staaten unterzeichnet).

3. Kultur und Erziehung

Die Tätigkeit des Europarates auf dem Gebiet der Kultur und der Erziehung sind vielfältig: Ausstellungen, Aktionsjahre (z.B. Denkmalschutzjahr, Musikjahr), Programme zur Erlernung anderer europäischer Sprachen, Unterstützung pädagogischer Forschung, Koordination nationaler Kulturinstitutionen usw.

4. Jugend

Der Europarat unterhält zwei Stiftungen für die Jugend. Die eine ist das Jugendzentrum in Strassburg, in dem europäische Jugendorganisationen kostenlos Kurse und Seminare durchführen können. Die andere ist der Jugendfonds, über den europäische Jugendorganisationen für ihre diversen europäischen Programme finanziell unterstützt werden.

5. Sozial- und Gesundheitsfragen

Im Bereiche Sozial- und Gesundheitsfragen hat der Europarat eine Reihe von Abkommen erarbeitet. Das wichtigste Abkommen ist die europäische Sozialcharta, die oft als soziales Gegenstück zur Europäischen Menschenrechtskonvention angesehen wird. Zur Drogenbekämpfung hat der Europarat ein autonomes Abkommen, das in erster Linie dem Informationsaustausch der Vertragsparteien und der Ausbildung leitender Beamter in diesem Bereich dient. Ein weiteres autonomes Abkommen dient der Vereinheitlichung der Definitionen pharmazeutischer Rohstoffe. Eine wichtige Institution im Sozialbereich ist auch der Wiedereingliederungsfonds des Europarates, der ein Kreditinstitut der Vertragsstaaten mit einer Bilanzsumme von ca. 7 Milliarden Dollar ist. Dieser Fonds vergibt Kredite an anerkannte öffentliche oder private Institutionen der Mitgliedsländer zur Finanzierung von Infrastrukturprojekten, zum sozialen Wohnungsbau, zur Schaffung von Arbeitsplätzen usw.

6. Kommunal- und Regionalfragen

Neben der parlamentarischen Versammlung hat der Europarat ein Gremium für regionale und lokale Volksvertreter begründet: die europäische Konferenz der Gemeinden und Regionen. Die Konferenz arbeitet ähnlich wie die Versammlung, sie tritt einmal jährlich in Strassburg zusammen und hat verschiedene Fachausschüsse. Ihre Mitglieder sind gewählte Vertreter der Gemeinde- und Regionalbehörden der Mitgliedstaaten.

IV. Die zukünftige Entwicklung Europas und die Rolle des Europarates

Man kann sich fragen, ob der Europarat in Anbetracht der dynamischen Entwicklung der Europäischen Gemeinschaften noch eine zukünftige Rolle haben soll, oder ob nicht diese Gemeinschaften mehr oder minder schnell in allen Bereichen den Europarat ersetzen könnten. Sieht man von den neutralen Staaten Finnland, Österreich, Schweden und Schweiz sowie von Norwegen, der Türkei und einigen kleineren Staaten ab, umfasst die EG alle demokratisch und rechtsstaatlich organisierten Länder. Sie hat nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet

eine enge Zusammenarbeit der zwölf Mitgliedstaaten zu Wege gebracht, sondern heute ist die EG auch auf beinahe allen Gebieten staatlichen Handelns, die die traditionellen Bereiche des Europarates sind, tätig. Verglichen zum Jahresbudget der EG mit über 70 Milliarden Schweizerfranken und einem Heer von über 15 000 Beamten und Angestellten, kann die Aktivität des Europarates nur eine bescheidene sein. Auch wenn man, so wie Liechtenstein, nicht Mitglied der Europäischen Gemeinschaften ist, so wird man doch den Zuwachs an Mitgliedern, Macht und Aktivitäten dieser Institution begrüßen müssen, da sie eine Notwendigkeit zur Verteidigung der europäischen Interessen auf Weltenebene ist. So sollte man die Mitgliedsländer der EG auch darin unterstützen, dem Ziel einer Europäischen Union näher zu kommen.

Realistischer Weise wird man daher auch sehen müssen, dass das Schwergewicht vieler traditioneller Aktionsbereiche des Europarates, je nach den Integrationsfortschritten der EG, langsam auf diese übergehen müssen. Trotzdem wird dem Europarat auch in Zukunft eine wichtige Rolle zukommen. Erstens behalten eine Vielzahl der Übereinkommen des Europarates auch in der Zukunft eine grosse Bedeutung. Die 12 EG-Staaten können kein Interesse daran haben, viele dieser Konventionen erneut unter sich aushandeln zu müssen und dann erst noch Regelungen mit den andern Europarats-Staaten suchen zu müssen. Dass dem so ist, ist ja auch daraus ersichtlich, dass, wie weiter oben gesagt, die Europäische Gemeinschaft, als Institution, immer wieder Europarats-übereinkommen beitrifft. Für die EG hat die Menschenrechtskonvention eine besondere Bedeutung, nachdem sie selbst kein entsprechendes Rechtsinstrument hat und somit dem Menschenrechtsschutz der EG-Bürger auf die besagte Konvention angewiesen ist. So ist auch eine Mitgliedschaft in der EG ohne vorher Europaratsmitglied zu werden, kaum vorstellbar.

Wohl mehrere Europaratsstaaten werden auf lange Zeit nicht oder möglicherweise nie der EG beitreten. Somit behält auch der Europarat diese allumfassende Brückenfunktion. Die Zwölf können kein Interesse haben, die Nicht-EG-Mitglieder zu isolieren und umgekehrt müssen die Nicht-Zwölf alle Mittel der Kommunikation und der Zusammenarbeit mit der EG nutzen. Dazu gehört auch der Europarat. Dies hat schon dazu geführt, dem Europarat neue Aufgaben zu übertragen, so z.B. die Förderung der Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Massenmedien. Gerade bei den audiovisuellen Medien, bei denen grenzüberschreitende Sendungen auf Grund technologischen Fortschrittes immer häufiger werden, bietet sich eine geographisch möglichst umfassende Regelung an.

Als kleine Organisation, mit einer grossen Erfahrung auf vielen Bereichen, mit einer grossen Zahl von Mitgliedern und sehr offen gegenüber Kontakten mit andern Staaten, kann der Europarat in Zukunft rasch flexible Kooperationsformen anbieten. Es wird in den nächsten Jahren darum gehen, diese Flexibilität zu erhöhen.

In den letzten Jahren haben sich auch die Kontakte des Europarates zu den sogenannten sozialistischen Staaten Osteuropas vermehrt. Die Regierungen dieser Staaten hatten während langer Zeit den Europarat als primitives Mittel des kalten Krieges verunglimpft. Seit einiger Zeit hat sich der Thron gewandelt und das Interesse an einer Zusammenarbeit wird demonstriert. Die Gründe für die Änderung dieser Einstellung wird verschieden beurteilt, je nach Position des Betrachters eher skeptisch oder optimistisch. Es würde zu weit führen, hier

im einzelnen auf diese Diskussion einzugehen. Zweifelsohne mag bei diesen Avancen auch einiges taktisches Kalkül mitspielen, um etwa der harten Verhandlungsatmosphäre im Menschenrechtsbereich im Rahmen der KSZE auszuweichen oder um durch diese europäische Kooperation das Image bei der eigenen Bevölkerung zu verbessern. Man wird aber die durch die Gorbatschew'sche Politik eingetretenen Veränderungen erkennen müssen und die so gebotenen Möglichkeiten für eine Zusammenarbeit, die vor allem dem einzelnen Bürger zugute kommen soll, nützen müssen. Hierbei kann der Europarat hilfreich sein und die Zusammenarbeit vor allem mit den osteuropäischen Regierungen suchen müssen, die weniger einer orthodox-kommunistischen Politik verhaftet bleiben. So wird vermehrt von der Möglichkeit gesprochen, gewisse Konventionen für die osteuropäischen Staaten zu öffnen. Das Beispiel Jugoslawien, das in mehreren Gremien des Europarates mitarbeitet und auch schon Konventionen beigetreten ist, könnte für andere sozialistische Länder auch gelten. Dabei wird man die eigenen Prinzipien immer vor Augen haben müssen und daran denken, dass eine Mitgliedschaft eines totalitären Staates im Europarat undenkbar ist.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass die geographische Ausdehnung des Europarates, seine Offenheit für eine Zusammenarbeit über die ideologischen Grenzen hinweg, seine Erfahrung und gut eingespielte Tätigkeit ihn auch für die Zukunft als wichtiges Instrument europäischer Zusammenarbeit ausweist. Die Überwindung der Spaltung in Europa, die schweren sozialen, politischen, wirtschaftlichen aber vor allem geistigen Herausforderungen, die unserm Kontinent gegenübersteht, bedarf des kooperativen Einsatzes aller europäischer Institutionen. Bei der Selbstfindung und Erneuerung Europas, zu der Papst Johannes Paul II. 1982 in Santiago de Compostella so eindrücklich aufgerufen hat, kann der Europarat durch seine tägliche Arbeit zum Schutze der Menschenwürde und seiner vor allem geistigen, kulturellen und sozialen Berufung eine grosse Hilfe sein. Bei keiner anderen europäischen zwischenstaatlichen Organisation steht die Person des Menschen so sehr im Mittelpunkt der Arbeit, als wie beim Europarat.

Denn es beleidigt unser tschechoslowakisches Ohr, wenn unser mitteleuropäisches Land als ein Teil Osteuropas bezeichnet wird, nur weil unser Staat vorübergehend dem kommunistischen Ostblock unterstellt ist. Für uns ist der sogenannte «eiserne Vorhang» eine künstliche Scheidemauer, die wir nie und nimmer anerkennen.

Für uns bleibt Europa vom Atlantik zum Ural immer nur ein einziger Weltteil, der die Blüte menschlicher Kultur hervorgebracht hat. Und von diesem kulturträchtigen Kontinent sind wir das Herz.

Kulturell mit Ost und West, mit Süd und Nord verbunden befruchtet durch die Jahrhunderte jüdische Tradition sind wir vor allem anderen: **Europäer.**

Aus der am 20.8.88 in Zürich gehaltenen Festrede von Prof. Dr. Fr. Schwarzenberg zum 20. Jahrestag der sowjetischen Okkupation der Tschechoslowakei.

PETER SAGER:

IS PERESTROIKA A VARIANT OF THE SAME?

Some time ago a book by M.S. Gorbachev entitled «Perestroika and the New Thinking for Our Country and the Whole World» was published in Prague. The queue in front of the store served as an indication that the book stirred up much interest. It seems, however, that this is a thing of the past. The book has not become a frequent topic of discussion at public meetings. There were many who were curious, but they now seem to have put the book aside with disappointment.

Perestroika and glasnost should express the fact that society has matured enough for the restructuring that should be undertaken as soon as possible to avoid a serious crisis. Perestroika and glasnost, however, are undoubtedly hiding that main and indisputable fact of socialism, i.e. that oncemore it is a last minute solution which is nothing but a newly phrased variant with the same deficiencies. Nonetheless, every new attempt east of the Iron Curtain evokes new hopes in the West, even if temporarily.

Dr. Peter Sager, – founder and director of the Swiss Eastern Institute in Berne, graduate of Harvard University, member of the Swiss Parliament, and member of the Parliamentary Assembly of the European Council, – visited Moscow with a delegation of the International Helsinki Association. For a number of days, he held talks with official representatives as well as with dissidents. The editor of *Nové obzory* New Horizons (NO) paid him a visit in order to discuss his experiences and talk about his personal views of the situation there.

NO: The first question concerns the economic situation in the Soviet Union which has been worsening for the past 10 to 15 years and has now reached catastrophic proportions. This has been realized not only by the people in the West but also in Moscow especially by those in the leading positions. The Soviet Union has become a backward country and, as a political superpower, started to slip on the ladder of the world's power hierarchy. This situation is compelling Gorbachev and other Kremlin representatives to take measures designed to reverse this catastrophic development. Can perestroika and glasnost prevent further deterioration of the situation? You, Dr. Sager, as one of those who have had the opportunity to visit the Soviet Union recently and get acquainted with the situation have surely drawn your own conclusions about perestroika and glasnost. Do you feel that perestroika could prolong the life of the communist regime be it in the USSR or anywhere else in the world?

Dr. Sager: First of all, I shall try to make a detailed analysis of the economic situation, which, as you say, is truly catastrophic. Of course, we must first take into consideration that planned economy never worked anywhere in the world. In the Soviet Union, planned economy suffers from serious deficiencies. There are, however, various explanations for them. Let's start from the beginning: the period immediately after the October revolution, some time in 1921.

The communist regime was able to live off the economic substance of czarist Russia during the first years; this source, however, was depleted quite quickly. Terrible destruction befell Soviet Russia during World War II. The wartime destruction could justify the bad economic situation which followed W.W.II. By that time, however, the Soviet Union was able to exploit the East European countries and live off their economies for some time. This lasted approximately until the mid-50's when the situation became very difficult in the Soviet Union. It was during Nikita Khrushchev's rule, who, as we know, attempted to introduce some political and economic reforms with some positive results. To a certain extent, he even managed to decrease the technological and work productivity gap between the Soviet Union and the West. In the few decades of its existence, this was an exceptional phenomenon and success for the communist system. Khrushchev laid the foundation for the coexistence of the East and West with his criticism of Stalin. The policy of coexistence in turn led Western Europe to support the Soviet Union and East European countries by providing a tremendous financial credit; it has well exceeded 120 billion dollars today.

By the end of the 70's, however, it was clear to the Western leaders that the Soviet Union had used this extensive economic help mainly to increase its military power in an effort to gain military superiority. It is understandable that under these circumstances, the West has become increasingly reluctant to extend further credit. In my opinion, the Soviet Union reached the peak of its influence sometime in 1979. In December 1979, the North Atlantic Treaty Organization indicated that it would carry out the modernization of its defense system. This happened after the Soviets stationed SS20 missiles and directed them at Western Europe. Since then, we have witnessed a difficult situation in the USSR. The crisis became quite apparent and visible to everybody in a short period of time. A number of factors explain this extremely serious economic situation, and there is frequent reference to deficiencies, which have been kept secret for a long time.

In the 1970's, it was quite apparent that all roads to socialism had reached a dead end, and that communism as a dogma had failed. This only confirmed the fears that the main factor in an economy cannot be the state. It naturally never had or has the answers to all economic problems. Planned economy is in no event a guarantee of successful development. Quite the contrary.

Of course, planned economy has many deficiencies. Let us take agricultural production as an example. The Soviet Union, which today has some 280 million people, has been importing great amounts of grain and meat since 1979, it could, however, sustain at least twice as many people without problems. Nonetheless, it has to import 10 to 15 billion dollars worth of grain annually. These expenses take away from its financial resources. Then, there is the drop in world market prices of the products the Soviet Union has been traditionally exporting. They are mainly oil, natural gas, gold, diamonds, and some precious metals. This price decrease on the world market between 1985 to 1987 represents an annual loss of 20 to 25 billion dollars for the Soviet Union. These are great losses. Then, of course, there is the extensive Soviet involvement the world over; this was above all Brezhnev's responsibility. In the last few years, Cuba and Central America have been costing the Soviets some 4 billion dollars annually. The war in Afghanistan, which was never expected to last so long, probably costs another

3.5 billion dollars a year. Vietnam cost about 2 billion. Ethiopia cost 1.5 billion dollars. When these expenses are added up, they total some 12 to 13 billion, and this does not include the expenses designed for the four major Soviet global spheres of interest. There is extensive Soviet involvement in South Yemen, Syria, the Middle East, Iran and in the Iran-Iraq war. Other countries include Libya and African countries such as Angola or Mozambique. All this amounts to tremendous costs, and in the future, the Soviet Union will not be able to afford to support these countries to such an extent. Then there is Chernobyl, which has proven to be a very costly affair, both in terms of financial and prestige loss. After the Chernobyl incident, Soviet technology lost the world's confidence. All this plays a role and manifests itself not only in the Soviet Union but also in the other East European countries. I would not be at all surprised if the total cost of the clean-up actions, the construction of housing for the relocation of 90,000 people and the changes in security measures in present as well as future nuclear power plants came close to 50 billion dollars. It is clear that the Soviet Union cannot continue like that.

Moscow leaders are aware of the gravity of the crisis and are looking for appropriate measures. The question, of course, is: What measures?

For instance – this is only a theoretical thought – in the interest of increasing their global offensive as part of the political struggle with the goal of reaching a decisive success, mainly in Western Europe, they could try to mobilize all their reserves in order to secure production and economic potential on a large scale. The resulting new colonies could then pay the debts of the old empire. However, as I have said, this is only a theory, not to mention the fact that this goal cannot be achieved in such a short time. Furthermore, the Soviet Union does not have reserves to mobilize for this struggle.

Of course, another extreme would be retreat, i.e. the reduction of global involvement in combination with serious reforms in the Soviet Union itself. This procedure, however, could mean the end of the communist system. If the Soviet Union were to withdraw from Central America, Vietnam, Southern Africa, the Middle East, to completely pull its troops out of Afghanistan and to start a serious reform of its economy, it would give up its ideological concept of communist society. These reasons have led me to evaluate the situation in the past two to five years in such a way that I feel that the Soviet Union will try to compromise. It means that it will continue its offensive on a limited front and reduce its secondary interests.

NO: You have mentioned Chernobyl. This explosion in the Ukraine was certainly a milestone in Soviet developments in the past few years. It is undoubtedly also a starting point towards glasnost' and not just glasnost'.

Dr. Sager: Regarding Gorbachev and Chernobyl, I can see a clear change toward a slow reduction of global involvement. Symptoms of this development are illustrated, for instance, in Nicaragua. After eight years of totalitarian measures that have taken place under the Sandinistas regime, the Sandinistas felt compelled to once again allow the publication of the well known Nicaraguan newspaper La Prensa, and if the Sandinistas still felt forced to sign the Arias Peace Plan, and if they expressed the willingness to negotiate with the Contras, it was not because suddenly wolves turned into lambs. It was, quite simply, a necessity. It was the realization, as far as I can judge, that the Soviets had to limit their support of the Sandinistas. We have a similar phenomenon, a very important

one, in Vietnam. In 1978, Vietnam invaded Cambodia. The United Nations have been negotiating a resolution condemning this invasion since 1979. This resolution has been on the agenda of the General Assembly of the United Nations every year. Vietnam never took a stand on it, until the fall of last year when for the first time suddenly, the Vietnamese said: «We are willing to talk about it». Before that, they were not willing to negotiate about the Cambodian problem. There are no results so far, however, indications are such that Vietnam is willing to talk. Again, it is not an indication of some newly discovered virtue. It is a necessity, and the reasons are the same as in the case of Nicaragua. The Vietnamese are aware that the Soviet Union will reduce its support to Vietnam. Undoubtedly, the same reasons have resulted in the serious decisions in the case of Afghanistan. In the summer of last year, the Soviet Union launched an offensive in Afghanistan. It was the greatest to be ever launched in that country. It failed. There really was nothing left for the Soviets to do but initiate the withdrawal of their troops from Afghanistan, and this withdrawal must be completed. The Soviets cannot afford any other solution at the present time. The same can be said about Angola. As the Soviets were launching an offensive in Afghanistan, we were witnessing an offensive in Angola at approximately the same time. There too, it ended in failure and with great financial losses (these do not include the loss of the military equipment supplied to Angola by Moscow). According to estimates, the present expenses in Angola exceed one billion dollars. The Soviet Union cannot afford to continue in this way. The Kremlin leadership is in a situation which is undoubtedly more dramatic than that in the era of Khrushchev. First of all, we can talk about the psychological difference between Khrushchev's approach and that of Gorbachev. Khrushchev was a visionary and basically never grasped the overall situation. He was a man with his own vision of the world. He was not a realist. He did represent a great power, but the question is whether that power was indeed in his hands. Gorbachev, on the other hand, is definitely in control. He is not a visionary, but a realist. Here we must realize that Gorbachev is the first Secretary General of the CPSU to ever assume all power in the state and party overnight. Beginning with Stalin, all his predecessors had to struggle for power. Not Gorbachev. From the very beginning, he never had to share power with any triumvirate. He really has power. More than that, he is determined to keep it. He has to carry out reforms. People in leading positions in the Soviet Union, and here lies the difference between today and the Khrushchev era, are aware of the important difference between today and then and of the need for the introduction of reforms. It could be a return to a system that would mask the economic crisis and once again be in power. It could even go a step further if we realize that Soviet society is a society that can be classified as neo-feudalistic. In other words, it is a society which is not able to deal with modern problems of industry, economy, and with social problems. Greater openness, greater participation by the people in every happening of the state is needed if this society is to be a living society. Of course, the question affords itself: What should people in the leading position do to successfully create a working system? One could say that it is precisely that what Gorbachev is doing or trying to do. In this connection, one needs to ask what this Soviet leader must do in the long run in order to be able to democratize society according to our model, i.e. as we know it in this part of the world. Here, too, it can be said that it is that what Gorbachev is doing or at least trying to do.

We ask these questions mainly because at the present time, we are not actually sure where all these efforts are headed. Let us return to the first possibility, i.e. that Gorbachev and his co-workers are quite simply trying to create an effective system where work productivity would be substantially increased. At this time, the Soviet leadership has at its disposal only one way of increasing work productivity, i.e. the use of totalitarian methods. However, are people willing to work hard only to save the party or their «leader» – «vosht»?

It is hard to imagine that this tactic would work again. Therefore, Gorbachev must definitely create conditions for economic initiatives to encourage a greater work output. Again, we may ask whether Gorbachev can afford to do it now. If he provided the motivation for the initiative, then the same phenomenon which we have witnessed in the West could happen in the Soviet Union. Quite simply, people who get more demand even more. On the other hand, the more the people get, the more difficult it is for the state to mobilize them for its own interests. If the standard of living increases in the span of ten years, and that is approximately the time Gorbachev needs, he won't be able to return to the aggressive policies which have marked the Soviet system in the past seventy years. The people won't be willing to go back and once again accept a low standard of living only to save the utopian ideals formulated by Marxist-Leninist ideology. In other words, if Gorbachev's goal is only to increase the efficiency of the existing system, then he must reckon with failure. It is difficult to imagine that he could return to aggressive policies in the future.

It is perhaps the most probable of all possible combinations which we should consider. As soon as this process begins, it will gain its own momentum and will slip out of the control of those who thought that they could reach a higher effectiveness of the system in this way. We have to be aware of the tremendous difficulties on the path of reform. We have people who will support them. We can even include the higher echelons of the nomenclature. These people best know the overall situation. They, therefore, consider the reforms a necessity. We can also add the young people. Thanks to foreign radio broadcasts, these young people are more informed about the Soviet Union and the rest of the world than 20, 30, or even 40 years ago. On the other hand, there is a group of dogmatists in the higher echelons. They are against the reforms because they represent changes, and they are afraid of the consequences. They want to risk nothing. We have the middle cadres, apparatchiks, lower echelons of the nomenclature. All these are against the reforms because of fear that they will lose their privileges.

Then, there are the workers. Gorbachev is determined to increase work productivity and personal involvement, and he is in a difficult situation. He lacks sufficient economic means. He will have no other choice but to force the workers to work more. But how can he do that? Can he just order them to do so? Does he really have another option? There is nothing else that can be done except to create a complicated situation, especially when it comes to the existential security of the working masses. He must do away with all superfluous positions and jobs. Unemployment, as we know, officially never existed in the Soviet Union. Now, however, we have the situation where Gorbachev must make unemployment a part of his plans. The leading Soviet economists even claim that unemployment is needed. This represents a dramatic change in the overall atmosphere. With these measures, Gorbachev wants to show the worker that the worker's present performance does not guarantee his existence and thereby, force him to

work more. That is basically the only way how Gorbachev can increase work productivity now. However, it will be a very bitter experience for the workers, and a very complicated matter for Gorbachev. The working class in the Soviet Union, enjoying the fewest of privileges as it is, is thus supposed to finance the reform movement. This is only one of the great problems faced by Gorbachev. Another, for instance, is the awareness of the individual nationalities within the Soviet Union.

NO: In the long run, as is evident from your analysis, Gorbachev could deal with the critical situation which he inherited from his predecessors. Nonetheless, apart from the crisis, the nationalities problem is a very important factor. It is clear to everyone who studies the Soviet Union that this problem is becoming more serious every day. We need but remember the Armenian problem which drew the attention of the whole world. The religious problem has also become an important factor in many East European countries including the USSR. We mustn't forget that the Russians as a nationality are becoming more a minority in the Soviet Union while the other nationalities are constantly gaining in number. Apart from Christianity, Islam is becoming more visible when compared with the past. Dr. Sager, in your discussions with the people and Soviet representatives, did you get the feeling that they believe that Gorbachev will be able to come up with something entirely new?

Dr. Sager: There is no easy answer to this question. First of all, a few words about the government circles. I have spoken with ministers and their deputies, i.e. with important people. Most of those I met were certainly in favor of reforms and were fully backing Gorbachev and his plans. The explanation is simple and the same as in the previous cases. Gorbachev and the others have no other option. The Soviet Union is in a deep economic crisis. «We have no other option but reforms», they said and added: «We must continue on the course which we have begun». There is a certain number of people even among those I spoke with – they are a group of dogmatists – who are afraid of changes. They are a small group; eventually, however, they could increase in numbers, if everyone were to be counted. Overall, it is not easy to evaluate the general mood of the people. We have had the opportunity to talk to the dissidents. They are definitely for the reforms. However, they do not consider the results achieved under Gorbachev as sufficient. They say that there are just too many words and little action.

They are underestimating the problems that must be dealt with in this relatively short period since the announcement of the reforms. A new movement must be created and this will take time. There is a small group of people who are against reforms and a small group of people who are in favor. The others are waiting. They are doing so more or less out of habit. They take no stand, but wait to see how things develop and what becomes of the new movement. This stand does not in any way help Gorbachev or his reform movement. As we evaluate the situation, we must also take a look at the difference between Russia as a superpower and Central European nations. In Russia, the need for reforms has never come from below, from the people. It was always from the top. There were czars and dictators, there were reformers, great reformers, especially Peter the Great, Alexander II or Khrushchev with his attempts. As we know, Khrushchev and his reforms failed, but he tried. The people themselves have never come up with any reforms. The same is true even of the Dekabrist, who certainly were not ordi-

nary people from the street, but the nation's elite. They, however, did not have enough supporters among the people. The same can be said about the revolutionary movement of the second half of the 19th century. At the time, they were also intellectuals followed only by a small group of people. Reforms therefore never came from below but from the top. This is an advantage for Gorbachev. The people are used to being submissive and directed. The support enjoyed by Gorbachev in the government circles stems from their awareness of the serious crisis. Those who will have to give up some of their privileges naturally are against Gorbachev. They represent serious opposition, if not a step backwards. It is not quite clear at the moment whether Gorbachev will be able to overcome all these problems.

IVAN SVITÁK

THE ELUSIVE GOAL

It is hard to go anywhere if you do not know the goal
Then, it does not matter whether you move or not
because you are not closer to the goal whatever you do
and as a Buddhist, you are quietly watching those who pass

It is even more absurd to follow a goal
if the goal is in heaven – beyond your reach –
and if you believe that the goal must come to you
while you do not have to move a finger to come closer to it
and can endlessly wait as a stoic would

It is foolish to pursue a goal if
due to carelessness or poor vision
you misread the map
because then all activity is fruitless, whatever you do
as a stupid dialectician would discover

The wise way is to reach for a goal, to achieve it
but to move immediately after the goal has been realized
because what keeps us alive is the goal in front of us
not the one which is behind

However, there is no general rule whether or not we should
pursue goals
whether reaching the goal would make us happier
so that all alternatives are equally foolish
or equally wise on the road of existence
leading nowhere anyway

-February 5, 1988

Authentisches Beispiel der praktischen Anwendung von Marxismus-Leninismus:



Das Grab des im Jahre 1984 von der kommunistischen Geheimpolizei zum Tod gequälten polnischen Priesters Jerzy Popieluszko.

WARUM FASZINIERT DER MARXISMUS?

Wenn man sich Gedanken darüber macht, warum der Marxismus – der doch mit jeder Faser seiner Inhalte dem 19. Jahrhundert verhaftet ist – auch heute noch eine (wenn auch deutlich schwindende) Faszination ausübt, sollte man sich zunächst dreierlei vergegenwärtigen: was der Marxismus eigentlich behauptet, wie er gewirkt hat – und warum er denn eigentlich nicht faszinieren sollte.

Was den ersten Punkt betrifft – die zentrale Aussagen des Marxismus –, so kann ich ihn hier nicht einmal zusammenfassen. Eine der Grundparadoxien des Marxismus besteht ja darin, dass keine einzige seiner Behauptungen der Kritik durch den einen oder den anderen Marxisten entgangen ist. Das Geheimnis des Marxismus und damit auch schon ein nicht unwesentlicher Teil seiner Wirkkraft rühren daher, das der Erstere nur noch als historisches Phänomen dargestellt, nicht aber – ohne dass sofort ein Marxist widersprechen würde – als eine Lehre systematisch zusammengefasst werden kann. Selbst so zentrale Aussagen von Karl Marx und Friedrich Engels wie die Voraussage einer endgültigen sozialistischen Revolution, oder die Reduktion aller Gesellschaftsprobleme auf das Privateigentum von Produktionsmitteln, oder die Lehre vom Klassenkampf, die ja schon lange vor Marx entstanden war, oder die These von der Notwendigkeit einer Diktatur des Proletariats, die Marx selbst als einen seiner wenigen originären Beiträge ansah, sind im Laufe der letzten hundert Jahre von Marxisten verleugnet worden, ohne dass sie deshalb einen Grund gesehen hätten, sich nicht mehr als Marxisten zu betrachten. Der Marxismus ist als eine Wissenschaft behandelt worden, aber ebenso als eine Methode oder gar nur ein Ansatz, entgegen den Behauptungen der empirischen Wissenschaft recht zu behält; er hat nicht nur das für die meisten Marxisten höchst beunruhigende Phänomen überlebt, dass jene Gesellschaften, die unter Berufung auf ihn radikal umgestaltet wurden, ungleich menschenfeindlicher als selbst die krassesten Gestalten des Kapitalismus geworden sind, sondern hat sogar die Einsicht einer Reihe von Marxisten überdauert, dass das Industrieproletariat, sollte es je eine revolutionäre Kraft gewesen sein, versagt hat, weshalb man sich – so z. B. Herbert Marcuse – nach anderen revolutionären Kräften umsehen müsse.

Beim ersten Anhören macht dieser Grundzug des Marxismus es noch schwerer verständlich, warum vo ihm eine so lange anhaltende Faszination ausgegangen ist und zum Teil immer noch ausgeht. Doch macht diese konstitutive Vagheit oder eigentlich nahezu unbeschränkte Variabilität einen der wichtigsten Gründe für die Faszination des Marxismus aus. Seine «Elastizität» oder «Wendigkeit» macht nämlich den Marxismus grundsätzlich unwiderlegbar. Da er einerseits jede seiner Einzelbehauptungen als nicht wesentlich abtun und andererseits das Nichteintreffen jeder seiner Voraussagen durch eine Zusatztheorie rechtfertigen kann, gibt er gleichsam an keinem seiner vielen Enden eine Handhabe für eine Widerlegung. Natürlich würde die Summe der fallengelassenen und verleugneten Einzelbehauptungen den Marxismus zum Einsturz bringen; aber das Paradoxe am Marxismus besteht eben darin,

dass die Summe immer nur im Marxismus als Ganzem, nicht in der einzelnen Marxismus-Gestalt anzutreffen ist.

Und natürlich wäre jede Hypothese der empirischen Wissenschaft längst beiseite geschoben worden sein, wenn sie wie der Marxismus ermöglichen würde, jegliche sich als unzutreffend erweisende Prognose durch eine Zusatztheorie oder gar eine Modifikation der Hypothese selbst zu rechtfertigen. Gewiss wird eine naturwissenschaftliche Hypothese, deren experimentelle Prognose sich nicht bewahrheitet, nicht sofort fallen gelassen; es gibt immer die Möglichkeit, entweder die Korrektheit der Durchführung des Experiments in Frage zu stellen oder aber durch eine Zusatztheorie zu erklären, warum das einzelne Experiment anders als vorausgesehen ausgefallen war. Für beides gibt es aus der Wissenschaftsgeschichte zahlreiche Beispiele. Während jedoch in empirischen Wissenschaften Hypothesen solche Epizyklen nur eine kurze Zeit lang zu überdauern vermögen, ist man beim Marxismus mit dem seltsamen Phänomen konfrontiert, dass jede tendentielle Falsifikation jeweils nur eine Modifizierung, nie jedoch die Aufgabe der Theorie selbst veranlasst. Man hat dies – meist in kritischer Absicht, seit Horkheimer, Adorno und Marcuse aber auch innerhalb des Marxismus – dadurch zu erklären versucht, dass man den Marxismus als eine «Wissenschaft» eigener Art dargestellt hat. Während Marxisten von einer «kritischen» im Gegensatz zu einer «positivistischen Theorie» sprachen, haben Kritiker nahegelegt, der Marxismus sei eine Art Glaube. Beide Deutungen werden dem Phänomen nicht wirklich gerecht: eine Theorie, die sich der wandelnden Wirklichkeit so sehr anpasst, dass sie an ihr grundsätzlich nicht mehr zu scheitern vermag, ist einfach nicht wissenschaftlich; und das Grundcharakteristikum eines auch nur quasi-religiösen Glaubens besteht eben darin, dass er gar nicht beansprucht, wissenschaftlich zu sein. Es dürfte deshalb zutreffender sein, die Behauptungen des Marxismus als einen quasi-wissenschaftlichen Mythos anzusehen.

Nun hat freilich der Marxismus keineswegs von Anfang an fasziniert. Ich muss mich auf einige wesentliche Punkte beschränken, deren Erwähnung u.a. dazu dienen soll, verbreitete Fehlvorstellungen zu korrigieren. Wir sehen heute die Wirkungsgeschichte des Marxismus in ganz erheblichem Umfang anders, als deren jeweilige Zeitgenossen sie erlebt haben. Drei Umstände haben dazu beigetragen: erstens, dass Marxens sog. «Jugendphilosophie» bis zum Beginn der dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts weitgehend unbekannt und auch hinsichtlich der vorher bekannten Fragmente fast völlig unbeachtet geblieben ist; zweitens, dass weit über Marxens Tod hinaus, ja streng genommen bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts nicht die Gedanken von Karl Marx, sondern deren Interpretation durch Friedrich Engels gewirkt haben; und schliesslich drittens, dass der Marxismus schon längst zu einer der vielen nur noch historisch interessanten Ideologien des 19. Jahrhunderts geworden wäre, hätte nicht Lenin gegen Ende des Ersten Weltkrieges in Russland die Macht ergriffen. Ich muss mich hier auf den dritten Punkt beschränken.

Nun rührt das sehr viel grössere Echo auf Engels' Schriften daher, dass Marx – abgesehen von ein zwei Jugendaufsätzen, die ihrerseits nur aufgrund einer vertieften Kenntnis der nachhegelschen Auseinandersetzungen korrekt zu verstehen sind – ein äusserst schwieriger und letztlich schlechter Schriftsteller war. Engels dagegen ein Meister der deutschen Sprache mit einem geradezu journalistischen Vermittlungsgeschick. Umso beachtenswerter ist, dass schon Engels

selbst in seinen letzten Lebensjahren von einigen zentralen Gedanken des Marxismus abzurücken begann. Plötzlich erschien nicht mehr eine Heilsrevolution zwingend notwendig, sondern er wog Engels allen Ernstes, dass der Sieg des Proletariats vermittels der Sozialdemokratischen Partei auch auf parlamentarischem Weg möglich wäre; und das Ökonomische war nicht mehr ein alles und jedes erklärender Faktor, sondern nur jene Basis, die sich «auf die Dauer», auf lange Sicht durchsetzte. M.a.W. beginnt schon mit Engels ein Revisionismus, den man auch als einen Auflösungsprozess des ursprünglichen Marxismus deuten könnte. Eduard Bernsteins Versuch, seine Partei von den mehr ideologischen Elementen des Marxismus zu befreien und damit den Weg für eine Bewegung freizumachen, die nicht an metaphysischen Geschichtswendungen, sondern am Schicksal der konkreten Arbeiter interessiert wäre, hat ihre Anfänge bei Engels selbst. Es ist kein Zufall, dass solche Tendenzen erst nach Marxens Tod artikuliert werden konnten; denn – wie insbesondere Leopold Schwarzschild in seinem in den dreissiger Jahren in Amerika geschriebenen Buch über den «roten Preussen» gezeigt hat – Marx war der subjektiv ehrgeizigste, ja gehässigste und selbst gegenüber Verbündeten vulgärste Denker des gesamten 19. Jahrhunderts. Dies sage ich nicht, um über den Marxismus im Vorhinein den Stab zu brechen, sondern um anzudeuten, warum sich der Marxismus, noch bevor er eigentlich zu wirken begann, aber unmittelbar nach Marxens Tod von seinem Ursprungs-konzept entfernte. Im übrigen haben moralische Qualitäten eines Theoretikers grundsätzlich wenig mit der Wahrheit oder auch nur Berechtigung seiner Theorie zu tun.

Man wird ohne viel Übertreibung sagen dürfen, dass der Marxismus kaum den ersten Weltkrieg überlebt hätte, wenn es nicht zur Oktoberrevolution gekommen wäre. Schon um die Jahrhundertwende begann er sich mit verschiedenen Philosophemen ganz anderen Ursprungs zu verbinden: mit dem Neukantianismus, dem Darwinismus, dem Positivismus. Auch Plechanov, der erste Marxist, der Hegel wiederentdeckte, und Lenin, der den Marxismus durch ihn kennenlernte, haben nicht etwa die «reine Lehre», sondern deren Symbiose mit russischen Traditionen vertreten, insbesondere jene der revolutionären Nihilisten. Wäre Lenin nicht ein Putsch gelungen, aus welchem die Sowjetunion hervorging, hätte der Marxismus höchstens noch ein paar Jahre nach 1918 weitergewirkt, wäre Marx zu einem Idol kleiner Splittergruppen und im übrigen einer der nur noch historisch interessanten «Klassiker» der Soziologie und anderer Sozialwissenschaften geworden.

Die weltweite Faszination des Marxismus begann in der Tat mit der Oktoberrevolution; man kann dies leicht an der Bedeutung abmessen, die Lexika Karl Marx vor und nach dem Ersten Weltkrieg beimessen. Bis 1914 wurde Marx in «bürgerlichen» Enzyklopädiën (und andere gab es bis dahin ja nicht) meist kurz als ein Nationalökonom, der auch in der Arbeiterbewegung engagiert war, behandelt; seit 1918 ist er der Theoretiker einer erfolgreichen, weltweit zur Kenntnis genommenen Revolution. Es hat fast ein halbes Jahrhundert gedauert, bis durch akribische Detailforschung und gewissenhafte Reflexion nachgesehen wurde, dass diese Revolution nahezu allem widersprach, was Marx vorausgesehen hatte. Sie war überhaupt keine Revolution, sondern ein erfolgreicher Putsch in einem durch den Rücktritt des Zaren und einen glücklosen Krieg in Chaos versinkenden Land, eine so lautlose Machtergreifung, dass die Moskauer Oberschichten, die eben in der Oper waren, sie zunächst kaum bemerkten. Von

da an liessen die Bolschewiki in kürzester Zeit alle Welt vergessen, dass sie bis dahin nicht etwa die Mehrheit der russischen Sozialdemokratie ausgemacht hatten, sondern sich bloss «Bolschewiki», «Mehrheitler» nannten, weil sie Anfang des Jahrhunderts bei einer Abstimmung einmal die Mehrheit gewonnen hatten.

Warum übte die Oktoberrevolution eine solche Faszination aus? Das Phänomen ist rückblickend nur noch schwer zu verstehen. Offenbar wirkte so manches zusammen: die Tatsache, dass erstmals in der Geschichte eine radikale Revolution im Namen einer – zudem angeblich wissenschaftlichen – Theorie durchgeführt worden war, welche sie vorausgesagt hatte; der Umstand, dass diese Voraussage eine Revolution betraf, die nicht etwa bloss die Herrschenden auswechseln würde, sondern die gesamte Gesellschaft so umgestalten könnte, als hätte man an einer Stelle der Welt die gesamte Geschichte der Menschheit hinter sich gelassen; das Versprechen, dass endlich ein Sozialismus zustande kommen würde, der sich nicht mehr – wie etwa in Frankreich – auf Kompromisse einlassen muss; die Vorstellung, dass man in der Sowjetunion endlich soziale und pädagogische Experimente durchführen könnte, von denen man bisher höchstens zu träumen gewagt hatte (was zahllose ausländische Intellektuelle, die nicht einmal alle Marxisten waren, dazu veranlasste, Hab und Gut zu verlassen und in die Sowjetunion zu ziehen, während gleichzeitig die besten Köpfe der russischen Intelligentsia das Land verliessen und bald verlassen mussten); die Prognose, dass die Sozialistische Revolution in Russland nur der Anfang eines grundlegenden Wandels in allen Industrieländern sein würde, wie Marx es von der endgültigen Revolution vorausgesagt hatte. Dreierlei kam hinzu: die heute kaum noch vorstellbare, von uns immer noch nicht voll verstandene Erschütterung, welche auf dem europäischen Kontinent das Jahr 1918 mit seinem Verschwinden jahrhundertalter Herrschaftssysteme und der Verwirklichung der nur von wenigen erträumten Demokratie bewirkte (wobei ja mehrere Jahre nach 1918 unklar blieb, ob diese Demokratie es weiter mit dem Liberalismus halten oder sich nicht eher mit dem Sozialismus verschwistern sollte); die Faszination des Versuches, eine neue Gesellschaft unter Absehung von allen Traditionen, gleichsam allein auf wissenschaftlicher und zudem explizit atheistischer Grundlage aufzubauen; nicht zuletzt auch die gewalttätige Rücksichtslosigkeit, mit welcher man diesbezüglich in der Sowjetunion vorging, jedes Anzeichen eines Widerstandes brutal ausschaltete. Auch die Gewalt, zumal wenn sie im Namen einer scheinbar endgültig siegreichen Ideologie ausgeübt wird, hat in unserem Jahrhundert eine eigene mythische Qualität. Als Stalin in den späten dreissiger Jahren wahllos zu morden anfang, jeder Sowjetbürger hilflos zu zittern begann, wenn nach neun Uhr abends die Wohnungsglocke läutete, gab es im Westen nicht wenige prominente Intellektuelle, die all dies, nicht zuletzt die grossen Schauprozesse, bewundernd als die kraftvolle Durchsetzung einer geistigen Macht registrierten.

Hier wird man von nichts anderem als von einer an Dummheit grenzenden Blindheit enturzelter westlicher Intellektueller sprechen können, die vor jeder tiefer verankerten nicht in Traditionen wurzelnden Überzeugung vor Bewunderung erstarrten.

Die junge Generation Deutschlands und Österreichs steht heute verständnislos vor dem Phänomen, dass ihre Eltern sich von Hitler verführen liessen. Es waren aber nicht nur Deutsche und Österreicher, sondern auch Franzosen, Engländer, Amerikaner, ja selbst Schweizer, denen dies unterlief; und von

jenen, die damals nicht Hitler, sondern Stalin auf den Leim gingen, spricht heute niemand mehr. Man spricht auch selten davon dass noch in den sechziger Jahren der Mythos der siegreichen Oktoberrevolution unter jungen französischen Intellektuellen herrschte und erst zerbrach, als Solschenyzins «Archipel Gulag» erschien; dabei enthielt das Buch fast keine einzige Information, die nicht schon seit Jahrzehnten in den Bibliotheken der Osteuropaforscher gespeichert gewesen wäre. Es ist dies nur ein Beispiel mehr für die Tatsache, dass die Erklärung für die Faszination des Marxismus oft weniger bei diesem als bei den Faszinierten selbst zu suchen ist, in einer eigentümlichen Verführbarkeit des geistig wurzellosen Intellektuellen, und zwar nicht zuletzt durch eine scheinbar die Luft reinigende, angeblich fortschrittmächtige Gewalt.

Gewiss gab es in derselben Zeit, also zwischen den beiden Kriegen und in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg Marxisten, die innerhalb weniger Monate oder doch Jahre bemerkten, das Lenin die Ideale des Marxismus verraten hatte. Aber auch das Überleben von dieserart Marxismus ist nur als ein Echo der Oktoberrevolution verständlich. Auch für jene, die nicht Leninisten waren, etwa György Lukács, dessen «Geschichte und Klassenbewusstsein» von 1923 aufgrund hervorragender Hegelkenntnisse Teile der noch unbekanntenen Jugendphilosophie Marxens vorwegnahm und vermutlich sogar auf Heideggers «Sein und Zeit» wirkte, oder Karl Korsch, der die Geschichtsphilosophie des Marxismus auf dessen eigene Geschichte anwandte und in den dreissiger Jahren erbittert und verarmt als Antimarxist in der amerikanischen Emigration starb, oder die Mitglieder der Frankfurter Schule, vor allem Horkheimer, Adorno und Marcuse, lebten geistig von der Oktoberrevolution. Zwar waren für sie Lenin und später erst recht Stalin Verräter an der Sache des Marxismus, aber was in der Sowjetunion entstanden war, musste eben dennoch als eine – wenn auch irreführende und im Zweifelsfall katastrophale – Verwirklichung der Marx'schen Visionen gedeutet werden. Ich kenne keinen Marxisten, der bereit wäre, die Oktoberrevolution schlichtweg zu verleugnen; im Gegenteil, sie ist für alle Marxisten eine Herausforderung, es doch noch einmal, anders, besser zu versuchen.

Damit bin ich schon bei der dritten Vorfrage, die uns näher zum eigentlichen Thema führt. Wir sollten uns gelegentlich fragen, warum es uns denn verwundert, dass der Marxismus eine so grosse Faszination ausgeübt hat und immer noch ausübt. Diese Verwunderung hat nämlich etwas Pharisäisches an sich. In der geordneten liberalen Demokratie leben wir in einer Welt, in der sich gut leben lässt, gewiss; aber ist es denn erstaunlich, dass angesichts eines letztlich bloss hedonistischen Wohllebens eine grosse Idee Faszination ausübt? Ist es denn nicht nahezu unvermeidlich, dass in politischen Gemeinschaften, die fast ausschliesslich vom reichlich trivialen wirtschaftlichen Denken geprägt sind, gerade junge Menschen Sehnsucht nach einem grundlegenden Umbruch und Wandel haben, Sehnsucht nach einem Leben, in dem man sich nicht immer fragen muss, wozu es denn eigentlich gut sei? Und ist es ein Zufall, dass in einer Zeit mit einem ungeheuer geschärften Sinn für soziale Gerechtigkeit gerade jene Ideologie eine Faszination ausübt, welche die Überwindung aller sozialer Spannungen auf ihre Fahne geschrieben hat? Würden wir Christen unser Bekenntnis zum Christentum nur deshalb aufgeben, weil eine Gruppe von uns eine höchst unplausible, weil abstossende Verwirklichung des Christentums in die Wege geleitet hat?

Es wäre freilich zu einfach, die Faszination des Marxismus allein darauf zurückzuführen, dass unsere westliche Welt bei allem Wohlstand, bei aller schon fast ungläubwürdigen Verherrlichung der Demokratie, bei aller Zügellosigkeit der Freiheit, die wir uns heute leisten können, letztlich oberflächlich, bar tieferer Überzeugungen, geistig blass, ja schwammig ist.

Als Erstes wäre hier ein Element unseres Denkens zu nennen, das man treffend als die «Pater-noster-Schau der Geschichte» umschrieben hat. Unter dem nachwirkenden Einfluss der Aufklärung und bestimmter Denker des 19. Jahrhunderts, insbesondere Hegel und Marx, sehen wir die Geschichte unbewusst als einen Prozess, der aus Niederungen zu Höhen, also aufwärts führt. Derjenige, der diesen Prozess beobachtet, hat dann gleichsam nur zwei Alternativen: entweder auf den Paternoster, die alte Form des Lifts, aufzuspringen und sich in die Höhe tragen zu lassen, oder aber den Sprung nicht zu wagen und verstört registrieren zu müssen, dass der Geschichtsaufzug an ihm vorbeigefahren ist. Diese Mentalität, die in unserem Denken so gegenwärtig ist, dass auch jene, die sie mit aller Ausdrücklichkeit ablehnen, ständig achtgeben müssen, dass sie ihr nicht unbewusst doch verfallen, gibt natürlich Ideologien, die mit Zukunftsvisionen arbeiten, eine besondere Chance. Und der Marxismus ist unlegbar eine Ideologie oder Vision, die sich völlig auf die Zukunft konzentriert. Er will uns aus einer angeblich heillosen Gegenwart in eine ganz neue Zukunft führen, und zwar dadurch, dass er eine letzte Wurzel des gegenwärtigen Unheils benennt und eine Strategie kennzeichnet, dieses Unheil radikal auszumerzen.

Freilich ist durch die Komplexität der Geschichte des Marxismus etwas unklar geworden, was wirklich die Wurzel des gegenwärtigen Unheils ist. Bei Marx war es: das Privateigentum an Produktionsmitteln, das Klassenkampf und damit Ausbeutung bewirkt und in der modernen Industriegesellschaft eine letzte Zuspitzung dadurch erreicht, dass der Ausgebeutete nicht mehr Sklave oder Leibeigener, sondern frei ist, dafür aber nur überleben kann, indem er sich in der Gestalt seiner Arbeitskraft verkauft. Heute ist dies bei vielen Marxisten keineswegs mehr klar, weil die wenigsten unter ihnen etwas von wirtschaftlichen und nationalökonomischen Zusammenhängen verstehen. Marx kann man vorhalten, er habe geirrt, man kann ihm vielleicht sogar unterstellen, er habe gemogelt (so war zur Zeit, als «Das Kapital» erschien, schon deutlich, dass die Einkommensverhältnisse der Arbeiter sich bessern), aber man kann ihm nicht vorwerfen, er sei – in seiner Zeit – ein ökonomischer Dilettant gewesen. Die meisten seiner namhaften Jünger seit dem ersten Weltkrieg waren solche Dilettanten. Deshalb dachten sie zunehmend in Begriffen, die zwar nationalökonomischer Herkunft waren, aber als Symbole gehandhabt wurden. Eines dieser Symbole ist jenes der Ware und der Warenwelt. Am Anfang des ersten Bandes des «Kapitals» ist ein Kapitelchen über den «Fetischcharakter der Ware und sein Geheimnis» zu finden: Marx stellt in ihm – freilich in schwer verständlicher Weise – dar, wie die Prominenz des Warenhandels unsere gesamte Sicht der kulturellen Wirklichkeit verzerrt. Was für Marx wohl nur ein Nebengedanke war, wurde für die meisten Neumarxisten zur zentralen Überlegung: die Welt liegt im Unheil, weil sie eine von der Ware, von der Wirtschaft geprägte Welt ist.

Dieses Ausweichen vom streng Ökonomischen und damit Wissenschaftlichen in die Welt von Symbolen hatte freilich einen gleichsam strategischen Grund. Marx hatte die Ergebnisse seiner Untersuchungen als eine Art Naturwissen-

schaft des Geschichtlich-Kulturellen verstanden, so wie Kepler und Newton die Bewegungsgesetze der Gestirne und Darwin die Entwicklungsgesetze der belebten Natur entdeckt hatten; in seiner Grabrede für seinen Freund zog Engels ausdrücklich den Vergleich zwischen Darwin und Marx – und man hat nicht den Eindruck, dies sei bloss eine Wendung, um sich der Welt verständlich zu machen, gewesen. Aber dann stellte sich immer deutlicher heraus, dass Marxens Voraussagen nicht zutrafen; was Marx da entwickelt hatte, war offenbar nicht Wissenschaft im üblichen Sinne des Wortes. Dennoch hielt man an der Vorstellung fest, dass die heile Welt, die Marx vorausgesagt hatte, kommen würde, kommen müsse. Aber man konnte dies nicht mehr wissenschaftlich, jedenfalls nicht nationalökonomisch beweisen; andererseits durfte man aber den Bezug zum Ökonomischen nicht verlieren. So betrieb man denn radikale Kulturkritik mit Hilfe nur noch symbolisch gebrauchter ökonomischer Begriffe. Man entdeckte immer wieder Ungereimtheiten, sog. «Widersprüche» der modernen Industriewelt und deutete diese durch Hinweise auf das Ökonomische. «Heile Welt» bedeutete nun, wie schon teilweise bei Marx eine durch Einfachheit vernünftige Welt; damit wurde der Marxismus zu einer Anklage gegen die Komplexität der Moderne. Da man sich in ihr nicht mehr auskannte, z.T. freilich auch nicht auskennen wollte, schuf man das Bild einer Gegenwart, die heillos, weil undurchsichtig war. Diese Anklage der heillosen Irrationalität enthält zuweilen ganz deutlich religiöse Anklänge, das Hoffen auf eine Erlösung: vor allem Marcuse, der ja Jude war, schreibt zuweilen wie ein alttestamentlicher Prophet, welcher den Gedanken nicht ertragen kann, dass der Messias noch nicht gekommen ist. Ein Teil der Faszination des Marxismus besteht mithin in der erbitterten Enttäuschung darüber, dass durch die neuzeitliche Aufklärung jede Möglichkeit eines geschlossenen Weltbildes verlorengegangen zu sein scheint. Der Marxismus benennt den Feind: die Besitzenden, die Mächtigen, das Establishment; und er weist einen einfachen Weg zum Heil, zur Rückkehr ins Einfache: den Sturz des Bestehenden. Die Wendung von einem solchen Sturz stammt übrigens von Marx selbst, er hat sie im Alter von 25 Jahren gebraucht: «Ist die Konstruktion der Zukunft und das Fertigwerden für alle Zeiten nicht unsere Sache, so ist desto gewisser, was wir gegenwärtig zu vollbringen haben, ich meine die rücksichtslose Kritik alles Bestehenden, rücksichtslos sowohl in dem Sinne, dass die Kritik sich nicht vor ihren Resultaten fürchtet und ebensowenig vor dem Konflikt mit den vorhandenen Mächten». In einer Weise hat sich Marx immer an diesen Grundsatz gehalten; er hat kaum etwas zu sagen gewusst darüber, wie die heile Welt des Kommunismus aussehen würde, und sich sein Leben lang mit dem Unheil des Kapitalismus befasst. Nahezu alle seine Schüler und Jünger sind ihm darin gefolgt, in der seltsamen Vorstellung, dass der blosse Sturz dessen, was ist, zu einer besseren Welt führen müsse. Dass diese Welt, wie nach jeder Revolution, erst mühsam wieder aufzubauen wäre, und dabei möglicherweise die meisten der alten Probleme wiederkehren könnten, ist ihnen nicht oder je immer zu spät in den Sinn gekommen.

Bei ihrer Kritik des Bestehenden haben sich die Marxisten zweier symbolträchtiger Personifikationen bedient, die beide von Marx herrühren, bei ihm aber lange nicht die Wucht hatten, die sie später entwickelten: des Bourgeois und des Kapitalisten. Im 18. Jahrhundert entwickelt sich die Unterscheidung zwischen «citoyen» und «bourgeois»; sie wird notwendig, weil die Städte ihren Charakter als politische Einheit verlieren, und man den

Stadtbewohner, vor allem jenen, der fremde Arbeitskraft beschäftigt, vom allgemeinen Staatsbürger unterscheiden muss. Anfang des 19. Jahrhunderts wird dieser Stadtbürger, zuweilen auch unter der Bezeichnung «Philister», zu einer Spottfigur, über die sich Intellektuelle lustig machen. Zugleich ist freilich die Französische Revolution und dann nochmals die Revolution von 1848 als ein erfolgreicher Aufstand der Bürgerlichen gegen den Adel interpretiert worden, und setzt sich diese Interpretation in Marxens Vorstellung fort, dass das Proletariat seinerseits die Bourgeoisie ablösen würde. Schon bei Marx, aber dann noch sehr viel deutlicher seit der Jahrhundertwende verdichtet sich dies zur Vorstellung, es gäbe da eine das ganze Zeitalter prägende Gruppe von Menschen, die sich an eine vergangene Welt, möglicherweise sogar die feudale, die sie eben erst entmachtet hatten, klammern, weil sie befürchten müssen, von einer neuen Welt weggefegt zu werden. So wird der oder das Bürgerliche zum Symbol für alles, was Neues bremst oder einem auch nur Unbehagen bereitet. Dieses Symbol spitzt sich zu jenem des Kapitalisten, des Unternehmers, der rücksichtslos seine wirtschaftlichen Interessen verfolgt und, um diese durchzusetzen, die Welt beherrscht. In einer Welt, von der man meint, alles an ihr Abstossende oder auch nur Verwirrende rühre von der Ware her, werden damit identifizierbare Menschengruppen zu den entscheidenden Feinden. Am Ende sind es nicht nur die Unternehmer, sondern alle, deren diese sich zur Durchsetzung ihrer Ziele bedienen, vom Politiker über den General bis zum Universitätsprofessor. Sie alle personifizieren die etablierte Ordnung, das Establishment, das im Interesse des Profits oder auch nur des status quo gegen die Mehrheit der Gesellschaft diese «manipuliert». Dies alles klingt fast lächerlich vereinfacht; aber man darf eben die Ausstrahlungskraft von Mythen und Symbolen, positiven wie negativen, nicht unterschätzen. Die Bourgeoisie und die bürgerliche Welt, der Kapitalist und der Spätkapitalist, oder auch die Multis sind negative Symbole für eine Gesellschaftsordnung, in welcher man sich nicht zurechtfindet, die einem scheinbar keine Entfaltungsmöglichkeit bietet und – vor allem – den Durchbruch des endgültigen Heils verhindert. Solche symbolischen Personifikationen können ungeheure Emotionen wecken, zumal dann, wenn man nicht konkrete Menschen vor sich hat, sondern eine letztlich anonyme Gruppe.

Die Faszination des Marxismus rührt also in ganz massgeblichem Umfang von der Vorstellung her, dass wir eine nach oben führende Geschichte der Menschheit im Rücken haben, die fast von selbst zu einer endgültigen Vollendung führen könnte, wenn es da nicht eine sozio-ökonomische Struktur gäbe, welche vom Staat aufrechterhalten und von einer nennbaren Gruppe von Menschen gegängelt wird. Diese Vorstellung hat etwas äusserst Herausforderndes an sich; man muss bloss voraussetzen, dass der Mensch von sich aus gut ist und alles Üble von den Umständen, genauer von der ökonomischen, sozialen, politischen, kurz kulturellen Konstellation herrührt. Das Faszinierende an dieser Vorstellung ist u.a. dieses, dass sie zu konkretem Handeln auffordert, und zwar zu einem Handeln, das sie gegen die Mächtigen wendet und somit gefährlich ist, Mut erfordert. Vom Christentum abgesehen gibt es heute keine Weltanschauung, die in so einfachen Worten erklären könnte, warum die Welt im Argen liegt und wie dieses Unheil zu überwinden wäre.

Diese auf den ersten Blick so seltsame Analogie des Marxismus zum christlichen Glauben hat noch eine weitere Dimension, die selten beachtet wird. Wir

leben in einer Kultur, in welcher die religiösen, christlichen Überzeugungen im Schwinden sind und immer deutlicher durch eine glaubenlose, ja atheistische Weltanschauung ersetzt werden. Gott gibt es nicht; die Religion ist eine aus Angstzuständen entstandene Illusion, die höchstens eine sozio-politische Entlastungsfunktion hat; die Welt hat es immer gegeben, das Leben auf ihr und der Mensch sind durch kaum glaubliche Zufälle entstanden. Aber nun sind wir Menschen einmal da, müssen unser Schicksal selbst bewältigen, für eine biologisch schlecht ausgestattete, aber eben leider ihrer selbst bewusste Spezies zumindest für das kurze Leben von deren Exemplaren eine glückliche Welt zu schaffen. Der Marxismus sagt all dies auch; und er fügt hinzu, warum die Schaffung einer glücklichen Welt bisher nicht gelungen ist, dafür aber morgen gelingen könnte. Zuweilen hat man den Eindruck, dass der Marxismus mit ein paar deftigen, aber deshalb umso beeindruckenderen Strichen eine Skizze zu Ende führt, an welcher die Neuzeit immer wieder gekritzelt hat. Er spricht in fast abstoßend klarer Weise aus, was viele der Zeitgenossen halbherzig denken, und er zieht die Konsequenzen. Die Menschheitsgeschichte kann doch nicht umsonst gewesen sein; und sie wäre – so meint man – umsonst, wenn der Sprung in ein irdisches Paradies ausserhalb der Reichweite der Menschenmöglichkeiten läge.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, ich hätte die berechtigte Sehnsucht der Menschen von heute nach sozialer Gerechtigkeit überschossen. Nun will ich nicht leugnen, dass so manche Junge sich haben vom Marxismus verführen lassen, weil sie über soziale Ungerechtigkeit, zumal das Leiden der Dritten Welt, empört waren. Dieses Elend wird uns ja heute in psychologisch kaum mehr verwindbarer Weise täglich vom Fernsehen vorgeführt, und es ist sicher kein Zufall, dass die für viele verblüffende Renaissance des Marxismus im Westen mit der Zeit des Heranwachens der ersten All-TV-Generation zusammenfiel. Dennoch ist dieser Teil der Faszination des Marxismus ein offensichtliches Missverständnis. Marx und die Marxisten haben nie in Kategorien der Gerechtigkeit gedacht, wie es ihnen auch nie um die Lösung wirtschaftlicher Probleme oder die Hilfe für jene, die im Elend sind, ging. Der Marxismus ist keine soziale Reformtheorie, sondern eine geradezu metaphysische Revolutions-, eine Heilslehre, wobei jene die im materiellen oder auch geistigen Elend leben, für ihn bloss der Hebel sind, das Bestehende aus den Angeln zu heben. Nur deshalb ist es dem Marxismus, dessen ursprüngliches Zentraldogma ja die Ablösung der Bourgeoisie durch das den Menschen schlechthin repräsentierende Proletariat war, so leicht gefallen, den ihn beim ersten Zusehen endgültig falsifizierenden Umstand zu überleben, dass gerade die Arbeiterschaft hochentwickelter Industrienationen sich als nahezu völlig revolutionsresistent erwiesen hat; man sah sich einfach nach anderen Revolutionären um, so schon um die Jahrhundertwende Lenin bei den darbdenden russischen Kleinbauern, oder später Régis Debray und Ché Guevara nach den Armen in der Dritten Welt, oder schliesslich Marcuse bei den unbefriedigten Intellektuellen und den noch nicht in der Berufswelt verankerten Studenten. Es spricht sogar einiges dafür, dass es das Proletariat in dem Sinne, in welchem Marx diesen Ausdruck verstand, also als Bezeichnung für eine übernationale, seiner selbst wenigstens tendentiell bewusste soziale Klasse, nie gegeben hat.

Jedenfalls ist seit der Jahrhundertwende dem Marxismus jede soziale Schicht oder Gruppe, deren Mitglieder unter kaum erträglichen sozialen Umständen leben oder auch bloss psychologisch ihrer Gesellschaft so sehr entfremdet sind,





Charles HUG: Hinter Stacheldraht
Wandbild zum Thema «Kriegsgefangene» für das Internationale Komitee vom
Roten Kreuz «CICR» in Genf.

dass sie meinen, durch einen Sturz der bestehenden Ordnung nichts zu verlieren zu haben, als revolutionärer Hebel recht. Insofern ist Marcuses Beschwörung der wissenschaftlichen Intelligenz, die ja in der Gestalt arbeitsloser Intellektueller schon bei der Oktoberrevolution eine massgebliche Rolle gespielt hatte, oder auch der Studenten, die er 1967 in Berlin und kurz darauf in Paris anführte, durchaus systemkonform. Der Marxismus war immer und blieb stets eine Ideologie bzw. ein Mythos der Intellektuellen, jener Schicht konstitutiv gesellschaftskritischer Halbgebildeter, die darunter leiden, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit und am Ende die reale Geschichte ihnen nicht gehorchen, oder gröblicher gesagt: sie nicht an der Macht sind. Der Traum vom Philosophenkönig ist ja sehr alt: schon Platon hat ihn geträumt. Erst im Laufe der letzten hundertfünfzig Jahre sind wir freilich so weit gekommen, dass man meint – und zwar letztlich unter dem Einfluss der Marxisten, von Denkern, die sich mit der Wirklichkeit nicht versöhnen lassen wollen –, Intellektuelle dürften, oder müssten gar, alle bestehende Ordnung zerstören, um in die Rolle des Königs hineinschlüpfen zu können. Das dies nicht eine bösertige Unterstellung ist und Marxisten in Wirklichkeit immer schon so dachten, lässt sich leicht beweisen. Schliesslich hat schon Marx selbst und zwar in seiner ersten flammenden Proklamation der Notwendigkeit einer radikalen Revolution, also im Jahre 1843, das Proletariat zur «materiellen Waffe» seiner damals noch linkshegelianischen Philosophie erklärt, wobei er freilich zugleich meinte, diese Philosophie könne zur «geistigen Waffe» des Proletariats werden. Es ist deshalb in keiner Weise übertrieben nahezulegen, dass der Marxismus jene, die auf der Schattenseite des sozialen Lebens darben, immer schon als eine hirnlose Masse ansah, deren man sich angesichts ihrer ratlosen Verzweiflung, und deshalb Verführbarkeit als eines Instruments bedienen kann, um jene mythische Tat durchzusetzen, die Engels nicht zufällig als einen «Sprung der Menschheit aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit» umschrieb. Die erschreckende und für den Normalmenschen abstossende Rücksichtslosigkeit, mit der Marxisten, kaum, dass ihnen die Machtergreifung gelungen ist, regelmässig gegen jene vorgehen, mit deren Hilfe sie zur Macht gekommen waren, ist alles andere als ein Missbrauch ihrer Idee; sie liegt in der Logik des Ansatzes. Während zur Vorbereitung der Revolution alle Unzufriedenen angesprochen werden müssen, dürfen nach Vollendung der Revolution nur noch jene mitwirken, die vorbehaltlos die «Idee» bejahen. Dann zählt auch die «Klassenherkunft» nicht mehr; selbst Söhne und Töchter grossbürgerlicher oder gar adeliger Familien dürfen sich zu Proletariern umstilisieren. Nach der Revolution ist nur noch jener, aber zugleich jeder, Proletarier, der bedingungslos der Partei als der legitimierten Denkerin der «Idee» gehorcht.

Kurz und gut war Ausbeutung, Ungerechtigkeit und Elend für den Marxismus stets nur eine – vermeintlich unverzichtbare – Okkasion, nie das eigentliche Motiv des von seinen Vertretern angestrebten sozio-politischen Wandels. Deshalb pflegen Marxisten so leidenschaftliche Gegner von Reformmassnahmen zu sein, welche die Lage der Verelendeten ohne Revolution verbessern könnten; es lohnt in diesem Zusammenhang die Mischung von Verachtung und Hass zu beachten, mit welcher Marxisten selbstlosen Helfern Leidender wie z.B. der Schwester Therese von Kalkutta begegnen. Gewiss will der Marxist eine heile Welt zustandebringen, in welcher Ausbeutung und Ungerechtigkeit nicht mehr möglich sind; aber das existentiell Entscheidende ist für ihn die völlig neuartige,

mythische Qualität dieser neuen Welt, nicht das Schicksal konkreter Einzelmenschen. So sind echte Marxisten im Grunde nichts anderes als Jakobiner, die sich zur Rechtfertigung ihrer Radikalität, aber auch Menschenverachtung eine Geschichtsphilosophie zugelegt haben; und es ist gerade dieser ihr jakobinischer Fanatismus und die Rücksichtslosigkeit gegenüber konkreten Menschen, welche die tiefste Faszination des Marxismus ausmacht. Denn wie sollte denn auch der Einzelne noch zählen, wenn es erfolgreich darum gehen könnte, im Diesseits, das die einzige Wirklichkeit ist, eine endgültige Lösung aller Probleme der Menschheitsgeschichte zu vollbringen?

Es war und ist deshalb in einer Weise völlig verfehlt zu meinen, man könne der Faszination des Marxismus dadurch entgegenwirken, dass man soziale Umstände und Bedingungen verbessert. Gewiss schlägt man ihm ein revolutionäres Instrument aus der Hand, indem man jenen, auf welche Marxisten sich verlassen, den Leidensdruck fortnimmt, also menschenwürdige Bedingungen schafft, angesichts derer nicht mehr einsichtig ist, dass alles anders werden müsse. Aber da es dem Marxismus nicht darum geht, konkreten Ausgebeuteten und Leidenden beizustehen, sondern eine Welt zu schaffen, in der es sie angeblich grundsätzlich nicht mehr geben kann, wird er sich jeweils andere Leidende aussuchen. Die Geschichte des Marxismus hat eben dies bewiesen, bis zu dem fast komischen Zustand, dass in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren marxistische Studenten zwar zugestanden, dass es dem europäischen Arbeiter von Mal zu Mal besser gehe, jedoch hinzufügten, dass er zugleich geistig verelende, und wenn er es nicht merke, müsse man es ihm beibringen.

So beruht die Faszination des Marxismus letztlich darin, dass er in einer sich immer rascher säkularisierenden Welt einen Erlösungsmythos anzubieten hat, aus dem zudem konkrete, oft viel persönlichen Mut erfordernde Schritte herzuweisen sind durch welche die Erlösung zustandegebracht werden könnte. Er ist zwar kein Glaube, zumindest sofern man diesem Wort einen einigermaßen präzisen Sinn geben will; umso stärker aber wirkt er als Ersatz für den Glauben in einer geschichtlichen Epoche, in welcher eine religiöse Versöhnung mit der Wirklichkeit immer seltener akzeptiert, ja oft verpönt wird, und man dennoch merkt, dass die reale Wirklichkeit, mag sie noch so sehr durch Wissenschaft, Technik, Demokratie usw. vervollkommenet werden, im Grunde etwas ist, mit dem man sich nicht versöhnen kann. Er übt die Faszination des Versuches aus, ohne religiöse oder auch nur transzendente Voraussetzungen mit der *valis lacrimarum*, dem Tränental unserer Welt, fertig zu werden.

Dies erklärt auch, warum der Marxismus einerseits tot ist und andererseits doch nicht sterben will, genauer: uns noch lange seine nicht rasch genug verwesenden Leichenteile beschäftigen werden. Der Marxismus ist in dem Sinne tot, dass sich einerseits das abschreckende Beispiel kommunistischer Länder endlich herumgesprochen hat und andererseits der Marxismus seit bald fünfzehn Jahren keine einzige originelle Idee mehr entwickelt hat. In Ost-Berlin wird eine Gesamtausgabe der Werke von Marx und Engels vorbereitet, die zwar sicher mit ideologischen und deshalb weitgehend unbrauchbaren Kommentaren versehen sein wird, dafür aber auf über 160 Bände angelegt ist. Ein Denker, der so umfassend aufgearbeitet wird, ist zu einem Klassiker geworden, der zwar Gelehrte beschäftigen, aber ebensowenig zu wirken vermag wie Aristoteles oder Hobbes oder Leibniz, zumal bei einem so inkohärenten Werk wie jenem der Väter des Marxismus.

Dies bedeutet freilich keineswegs, dass eine disparate Fülle von Elementen des Marxismus in unserer Kultur nicht weiterwirken könnte. In den letzten fünf- und zwanzig Jahren, welche die eigentliche weltweite Hoch-Zeit des Marxismus ausmachten, sind zu viele inzwischen zu Lehrern und Dozenten herangewachsene junge Menschen vom marxistischen Gedankengut mitgeprägt worden, als dass man die Behauptung wagen dürfte, der Marxismus sei nicht bloss tot, sondern würde auch bald nicht mehr nachwirken. Seit selbst der Glaube der Theologen so bloss geworden ist, dass sie nicht selten weniger am Wort Gottes denn an Politik interessiert sind bzw. das Evangelium in eine vornehmlich sozio-politische Botschaft umdeuten, wird es auch und gerade unter der heranwachsenden Generation erheblicher Anstrengungen bedürfen, um diese Nachwirkung endgültig ausklingen zu lassen.

Zweierlei scheint mir dabei wichtig zu sein: einerseits eine wesentlich tiefere Deutung dessen, was sich seit der Aufklärung getan hat, eine Deutung, die sich endlich von Kategorien wie Fortschritt, Befreiung, Emanzipation löst, die dem Marxismus den Weg geebnet haben bzw. mit denen er sich selbst den Weg geebnet hat; und andererseits eine religiöse Erneuerung, welche sich den eigentlichen Tiefen-, den spirituellen Dimensionen unseres christlichen Erbes zuwendet, und zwar nicht bloss um sie geschmäckerlich als Bildung zu kennen, sondern um sie in ihrer Wahrheit wiederzuentdecken. Gelingt dies Letztere nicht, so wird zwar vielleicht die Nachwirkung des toten Marxismus abklingen, blicken wir aber unweigerlich neuen Ideologien entgegen, deren Gestalt wir noch gar nicht kennen, die aber in ihren Auswirkungen nicht weniger schrecklich sein könnte, als der Nationalsozialismus oder der Marxismus oder auch der uns, ohne dass wir es eigentlich merken, täglich entmenschlichende hedonistische Materialismus. Die Schwierigkeit besteht dabei darin, dass dies heute nicht wenige gescheite Menschen ganz genau sehen, aber eben nur von aussen, ohne dass die den Weg zum Glauben selbst finden. Deshalb weichen sie am Ende nicht selten in Richtung auf Konzepte aus, von denen ich mir durchaus vorstellen könnte, dass sie sich in absehbarer Zeit mit Leichteilen des Marxismus amalgamieren könnten. Um nur eine Andeutung zu geben: Marxismus und «Esoterik» sind theoretisch Welten voneinander entfernt; dennoch beobachtete ich in der letzten Zeit, dass sie sich wenigstens zum Teil miteinander verbinden. Letztlich ist dies auch kein Wunder: ebenso der Marxismus wie die Esoterik sind moderne Gestalten jener Denkform, welche das entstehende Christentum um ein Haar in sich aufgesogen und dadurch zerstört hätte – der Gnosis, jener vielgestaltigen, nicht nur in den ersten Jahrhunderten der christlichen Ära faszinierende mythische Pseudophilosophie, welche die Erlösung von einem geheimnisumwobenen menschlichen Wissen und entsprechenden Handeln, nicht von einer souveränen Tat des sich aus Liebe dem Menschen offenbarenden dreifaltigen Gottes erwartete.

Vortrag an der Universität Zürich, Februar 1987

Auch die Diktatur kann mit einem Minimum an Gewalt herrschen – wenn es ihr vorher gelingt, ein Maximum an Angst zu erzeugen.

V Davydovski

Authentisches Beispiel der praktischen Anwendung von Marxismus-Leninismus:



Massengrab der im Jahre 1940 von der roten Armee in Katyn liquidierten polnischen Offiziere.

LE TRIOMPHE DES MASSES

Contribution au thème «l'écrivain, minorité spirituelle»
BLED (Yougoslavie) PEN 1988

La masse est l'ensemble des personnes non spécialement qualifiées alors que les minorités sont des individualités ou des groupes d'individus spécialement qualifiés. La masse ne veut pas coexister avec ce qui n'est pas elle. Elle hait mortellement tout ce qu'elle n'est pas. La masse écrase tout ce qu'il y a de différent, d'excellent, d'individuel, de qualifié et de choisi. L'homme-masse ne peut comprendre que l'homme d'élite n'est pas le prétentieux qui se croit supérieur aux autres, mais bien celui qui est plus exigeant envers lui qu'envers les autres même lorsqu'il ne parvient pas à réaliser en lui ses aspirations supérieures.

S'il ne s'agissait que d'une question de principe touchant aux relations entre les écrivains en tant que représentants typiques d'une minorité spirituelle et sociale et la majorité sociale, on pourrait vite s'entendre. Il suffirait de prendre en mains le livre de Ortega y Gasset «La révolte des masses» dont nous avons tiré les quelques définitions citées plus haut pour voir qu'il contient des affirmations générales tout à fait valables pour ceux des systèmes sociaux dans lesquels les masses se sont emparées triomphalement «des locaux et des machines créés par la civilisation» et se sont identifiées à l'Etat anonyme et cela, bien que ce livre ait été écrit en 1930 et que son auteur ne pût savoir que les masses, «les masses laborieuses» prendraient effectivement tout en main dans une grande partie de l'Europe et de ce qu'on appelle le Tiers-Monde. L'homme-masse qui se sent complet et qui a beaucoup d'idées bien arrêtées sur tout ce qui se passe dans le monde a occupé tous les lieux productifs, sociaux, éducatifs, culturels et publics en général à partir desquels il a formulé un ensemble de conceptions médiocres, de vérités des quatre sous et de mots creux.

Le problème est que, dans cette partie du monde à laquelle j'appartiens, il a également introduit l'idéologue, le penseur de sa nature, de ses intérêts et de ses idéaux et, à ses côtés ou en lui la force, le système de pouvoir, la confusion des pouvoirs législatif, judiciaire et exécutif qui lui permettent la mise en oeuvre sans limite des ses conceptions.

Il a systématisé et instrumentalisé sa spontanéité d'autrefois. A l'intérieur du cercle fermé ainsi créé, de nombreux drames collectifs ou individuels, aussi bien idéologiques qu'humains ont commencé pour diverses minorités. Certains ont fini tragiquement avant d'avoir aperçu le rayon d'espoir qui, tel le rayon de la connaissance, a éclairé ma génération.

Dans ce pays, les masses ont finalement occupé dans les années cinquante, la place dont elles pensaient depuis au moins cent ans qu'elle leur appartenait. Ce n'était plus l'explosion d'enthousiasme qui a suivi les années d'après-guerre, c'était, selon les témoins oculaires, cordial car c'était lié à la fin de plusieurs années de souffrance, au bonheur d'en avoir fini avec les difficultés ainsi qu'à l'espérance et à la foi d'une grande majorité de gens en l'avènement d'une liberté réelle, d'une vie réellement meilleure. Je ne sais pas comment ils se

représentaient précisément cet avenir de liberté, mais pour lui, ils étaient prêts à endurer des privations et à travailler dur physiquement, à accepter également la suppression des libertés politiques qu'ils avaient connues, quelles qu'elles fussent. Cela signifiait en fin de compte le triomphe de la majorité «des masses laborieuses», d'autant que la dictature n'était la dictature du prolétariat. Dans les années cinquante, il est apparu que les grands espoirs relatifs en particulier au bien-être matériel ne seraient réalisés, alors l'implicite a remplacé l'enthousiasme. Toute mon enfance et ma prime jeunesse sont pleines du sentiment quasi physique de la foule et du sentiment spirituel de la collectivité. Je dois avouer quelque chose qui est aujourd'hui impopulaire et du moins inconvenant, si ce n'est sacrilège, pour un écrivain: cette masse ce fourmillement général, la mobilisation, l'agitation des drapeaux, les défilés aux couleurs vives, les acclamations me comblaient d'un sentiment de sécurité, presque de bonheur. Mon infantilisme de gamin correspondait bien à son infantilisme désinvolte. Je ne sais pas où était la masse avant ma naissance, mais dans les années cinquante, on se retrouvait au milieu des corps humains et, nonobstant tout sentiment d'appartenance, il fallait souvent veiller à ne pas être écrasé: non seulement dans les rassemblements et le tapage des protestations organisées contre je ne sais qui, mais aussi dans les diverses manifestations, dans tous les lieux et locaux publics, dans les magasins, dans les matches de football; traverser la foule, tout froissé, égratigné, éreinté, atteindre le cinéma, les billets à la main, était un résultat digne de la plus haute considération. Il est manifeste et, sous tous les rapports, très significatif qu'il s'est passé ce que, avec malaise et avec un certain effroi, Ortega y Gasset avait perçu en Europe de l'Ouest quatre-vingts ans auparavant: l'irruption de la multitude, la foule comme personnage principal de la scène, la masse comme fait psychologique, l'harmonie entre la masse et l'Etat dans leur anonymat commun. A cette différence près, que la masse avait d'autant plus clairement conscience de sa coexistence avec l'Etat, qu'elle avait maintenant une légitimité historique. Elle avait des héros qui lui avaient obtenu au prix de luttes, de sacrifices et de souffrances une position centrale qu'elle n'a pas occupée uniquement en raison de l'inertie spontanée de la multitude. C'est du moins ce que l'hommemasse ressentait. C'était dans l'air. Mais c'est ainsi qu'en général l'ont également senti, au début, les représentants de la minorité – intellectuels et créateurs, et parmi eux nombre de grands esprits – qui se sont associés au mouvement des masses pour les raisons les plus profondes et les plus honnêtes; grâce à leur fougue, ils ont attisé l'espoir des masses; fascinés, hypnotisés par leur mission historique, ils ont contribué à la formulation de modalités utopiques de coexistence culturelle, humaine et sociale.

Pour beaucoup, le désenchantement ne s'est pas fait attendre, beaucoup d'autres sont restés hypnotisés jusqu'à présent.

Ce qui a suivi et qui n'est pas seulement leur affaire a été agité et a secoué la vie de la génération suivante, la mienne aussi, surtout la vie des générations montantes qui, malgré l'éducation au dia-mat (matérialisme dialectique) et la fougue des masses, ont découvert la loi implacable de la création qui entraîne automatiquement l'individualisme et le scepticisme.

La masse a donc un pouvoir de fait. Elle n'occupe pas seulement les lieux qui lui appartiennent en vertu de la loi physique de son extensibilité matérielle, mais aussi les lieux où se décident les choses les plus subtiles et les délicates de la vie spirituelle de l'homme et de son avenir. Elle ne décide plus seulement des

moyens privés de production et de la redistribution des biens, cela ne lui suffit plus, elle décide aussi des choses de la science, de la religion, de l'art. Elle se mêle de sonate et de vers, d'esthétique et de technique de peinture et de plastique. On parle en Slovénie de la théorie du «bouleau du partisan». Elle est apparue à la fin de la guerre quand le gouvernement absolu des masses commençait à poindre à l'horizon. Un artiste doit peindre un bouleau, dit cette théorie, mais la peinture ne peut être belle, satisfaire à tous les critères esthétiques, elle n'est pas vraie – et l'artiste non plus n'est pas vrai – s'il ne peint pas un mitrailleur sous cet arbre. Ou mieux encore: un mitrailleur et une mitrailleuse. La question: Pourquoi peindre le bouleau? n'est pas loin. Et finalement pourquoi peindre le mitrailleur? La mitrailleuse suffirait peut-être. Aujourd'hui, on peut se moquer de cette théorie esthétique mais ceux qui ont participé à ces débats disent que l'affaire n'était ni facile ni simple mais cruellement sérieuse et dangereuse. Généralement, on pense à propos de ces phénomènes qui se produisent probablement encore quelque part, qu'il s'agit de l'origine stalinienne et platement dogmatique du mode de pensée, d'une forme banale de néoplatonisme qui a également caractérisé les dogmatiques catholiques du siècle dernier. Pourtant, il s'agit surtout et avant tout de la psychologie et du goût esthétique de l'homme-masse. L'esthétique et le bon goût lui sont en effet chose extraordinairement étrangère, il l'a montré à maintes reprises. Il suffit, comme quelqu'un l'a dit dans un autre contexte, il suffit de citer cinq lignes de Staline et tout est clair. Staline est un homme-masse exemplaire comme le sont toutes ses copies et succédanés dans la nomenclature, y compris au sein des communautés paysannes et des cellules de quartier.

Mais le créateur qui a combattu avec la masse, avec le peuple rebelle en tant qu'il en faisait partie a commencé, après la victoire qui a apporté des surprises de plus en plus drastiques dans l'expression des théories sociales et esthétiques, comme ce bouleau du partisan, à sentir autour de lui la présence de l'homme-masse qui, avec sa stature gauche et son poids, s'est mis à prendre la place de l'homme et, avec son bon-sens carré, celle du créateur; sur sa nuque, un souffle chaud et à l'endroit qui n'avait qu'à se développer en utilisant l'énergie créatrice, de moins en moins d'oxygène libéré. De plus, l'homme-masse s'est mis à satisfaire la soif de haine de la majorité, de la masse en multipliant contre les différentes minorités, les répressions judiciaires rituelles et les lapidations publiques par voie de presse et de radio. Il a créé une atmosphère de peur qu'on peut, à certains égards, comparer aux sombres périodes de l'histoire de Rome ou aux temps de l'Inquisition ou aux formes barbares et fourbes de gouvernement en Orient. Je n'ai pas écrit le mot Orient au hasard: quand, aujourd'hui, nous tentons de décrire les dilemmes auxquels nos écrivains ont été confrontés durant cette période complexe et difficile, ces terribles dilemmes au plan moral et créatif à propos de la transformation de la personne, de l'individu en homme-masse, ou seulement son adaptation à ce fait psychologique, nous utilisons le terme de *ketman*. Bien sûr, il s'agit là du terme employé en 1953 par Czeslaw Milosz dans son livre «La pensée captive». Dans sa pénible classification, du cas à D, des brisements des écrivains dans leur personne et leur oeuvre, il n'est pas difficile de trouver des analogies avec n'importe quelle littérature nationale qui en est arrivée à détruire les âmes humaines d'une manière inconnue – par sa dimension et son intensité – dans l'histoire.

En Yougoslavie, des Musulmans vivent en Bosnie. Et le proverbe que m'a dit mon ami Abdulah Sidran et qui vient de là-bas a en lui quelque chose à voir avec le ketman. Il dit: « Les temps sont durs. Si je m'exprime, je perds la tête, si je me tais, je perds la face. » La période que décrit avec justesse ce proverbe bosniaque a commencé. Mais pas seulement pour les créateurs, pas seulement pour les divers intellectuels et autres minorités. Il est arrivé quelque chose que la masse, dans sa spontanéité naïve et dans son espoir croissant de sortir de la misère réelle qui la frappait autrefois, ne pouvait pas prévoir, pas plus que ses perspicaces messagers ni ses prophètes.

Il y a quelques mois, un ancien haut fonctionnaire de la sécurité yougoslave a publié ses souvenirs des années d'après guerre. Il a raconté qu'à cette époque, on faisait confiance à un citoyen sur dix et qu'il y avait toujours en prison l'équivalent d'une division. Je ne sais pas combien d'hommes comptait cette division, quoi qu'il en soit, je suppose que notre armée avait des divisions puissantes. L'homme-masse a maintenant perdu son visage anonyme. Il est sorti de la masse du vulgus sous la figure concrète du dirigeant, du chef de la section idéologique ou de la section de la police urbaine. Et il s'est passé, qu'arrivé à cette place au nom du peuple pour sauvegarder et développer le pouvoir de ce dernier ainsi que la puissance et la violence de ce pouvoir (le pouvoir est toujours violent et l'est d'autant plus dans les périodes de transition), il s'est retourné non seulement contre les minorités privilégiées mais aussi contre lui-même. Sur les grands-places, il a disposé des haut-parleurs pour retransmettre les procès intentés contre tel ou tel ennemi, d'abord contre les vrais opposants, puis contre les centristes et enfin contre ses propres troupes. Les collaborateurs, les bourgeois et les communistes se sont retrouvés côte à côte dans les prisons. L'homme-masse a montré qu'il ne gouvernait pas seulement à l'enthousiasme mais aussi à la peur. Comme il y avait de moins en moins d'enthousiasme, la peur est devenue son générateur. La peur est le générateur des victoires du travail, de 99 % des élections et de l'accomplissement des plans à 110 %. La peur et la volonté des hommes de survivre balaient toutes les différences. La peur engendre un procès d'assimilation, balaie les minorités nationales et incorpore les petites nations dans les grandes, elle réduit les grands principes séculaires à leur plus simple expression, elle donne aux idéaux la dimension d'une montagne. Une autre conséquence de la peur est qu'il ne manque personne aux rassemblements. Combien d'années m'a-t-il fallu pour percevoir que les foules joyeuses de mon enfance n'étaient pas si joyeuses mais que les gens voulaient vivre, même aux rassemblements et aux défilés du premier mai. Et pour comprendre pourquoi ils scandaient des slogans le jour et écoutaient l'horriblement stridente « Voix de l'Amérique » le soir. La vie continuait avec un nouvel espoir. De temps à autre, quelqu'un disparaissait dans la division en question; mais notre peuple est optimiste de nature: c'était toujours quelqu'un d'autre. Les statistiques le prouvent.

Mais revenons à la question de l'écrivain.

Il ne faut pas mystifier le rôle des écrivains et des intellectuels dans le procès d'assimilation et de gouvernement des masses. Nombre d'entre eux ont bien vécu dans la proximité du pouvoir et, dans leur domaine, ont collaboré avec succès à l'égalitarisation générale. Aveuglés par des visions eschatologiques, par la célébrité et le prestige, ils ont perdu le sens fondamental qui se dégage de la nature de tout travail intellectuel et impose d'accorder aussi à l'adversaire le droit de ne pas être d'accord. Plus encore, qui impose de proclamer sa volonté de

vivre avec l'adversaire. Il apparaît encore une fois que les meilleures théories ne tiennent pas le coup. L'homme-masse s'est aussi prolongé dans l'intellectuel et il s'est grisé de la sensation du pouvoir et de l'histoire: l'intellectuel a offert ses services à l'homme-masse dans des domaines spécifiques: la culture, l'art, la science. S'il a parfois pensé qu'il le bernerait, il s'est lourdement trompé. Car l'homme-masse n'est pas seulement décidé et habile à gouverner, il est aussi subtil et rusé. L'intellectuel était à son service. Il devait scrupuleusement exécuter des idées médiocres produites par la médiocrité même. La minorité a toujours raison, dit un héros du drame de Ibsen. **Un ennemi du peuple.** Peut-être, si par ailleurs elle est moralement forte. Or la force morale n'est pas toujours l'apanage des intellectuels, encore moins des artistes. L'homme-masse n'est pas seul responsable de l'anéantissement de lois esthétiques séculaires, de l'offensive contre l'art moderne, de la destruction de la culture dite bourgeoise, en fin de compte, il n'en était pas capable, en fin de compte, il s'était toujours abreuvé aux idées de l'éite qu'il a choisies et simplifiées. Le bon goût, qui devait périr car du domaine du privé et de l'individualité authentique, ce sont les intellectuels et les artistes eux-mêmes qui l'ont détruit au moyen de mesures remarquables d'insouciance et de cynisme.

Aujourd'hui encore, on trouve sur les places et dans les rues de nos villes des monuments et des statues qui témoignent du goût esthétique de l'époque où l'homme-masse a pris les choses en mains et les a organisées de son propre chef avec l'assistance docile des minoritaires d'autrefois. On sait que le matérialisme socialiste régnait sur la littérature, que, dans la théorie littéraire, on appelait ces choses «la théorie du reflet» et qu'en Slovénie, une appellation s'est imposée pour la poésie de l'homme-masse: la poésie de la pelle et de la pioche. Non seulement à cause des pieds, du rythme et des vers mais parce qu'elle célébrait surtout la victoire du travail. La poésie de cette époque décrit la jeunesse des brigades de travail transportant des brouettes pleines de sable sur les remblais: Une pour le Parti, une pour Tito, une pour toi, ma chérie.

Je pense qu'il n'est pas superflu de rappeler encore une fois le rôle du goût dans l'histoire. Il n'est pas vrai, comme le prétend l'opinion générale que les dogmatiques carrés ont créé le mauvais goût musical, littéraire et plastique. C'est surtout le mauvais goût de l'homme-masse, son aveuglement total et sa surdité à l'esthétique qui ont alimenté toutes sortes de dogmatismes, le stalinisme y compris. Même en rêve, l'homme-masse ne pense pas à prendre en main le crâne de Yorick ni à se questionner sur le sens et la finalité de son existence. «Il me semble», dit Josef Brodski «qu'on d'vrait interroger en premier les maîtres de nos destins sur Stendhal, Dickens, Dostoïevski et non sur leurs conceptions en matière de politique étrangère. Ne serait-ce que parce que la banalité et la diversité humaines sont le pain quotidien de la littérature, la littérature est un authentique antidote contre toute tentative – connue ou à venir – de solution totale, majoritaire aux questions de l'existence de l'homme.»

Même si bien des choses ont changé dans ce pays, l'homme-masse n'a pas encore renoncé au plaisir de prendre en charge et d'exécuter les activités qui sont propres aux minorités. Son pouvoir continue miraculeusement de se reproduire. Il prend particulièrement plaisir à l'art. Il y a des années, il a répandu sur le monde une formule qu'on lisait à tous les coins de rues: Le théâtre au peuple, le peuple au théâtre! Pour qui donc est le théâtre si ce n'est que pour les gens. Et les gens sont bien le peuple, j'affirme en tout cas qu'ils en sont au moins une partie.

Mais notre homme-masse ne pense pas à tous les gens, il pense uniquement au vulgus qu'il es lui-même et non pas une élite auto-proclamée.

Et peu après, nouvelle campagne culturelle avec pour mot d'ordre: Nous sommes tous des créateurs! Bien, mais l'auteur de dix livres commence le treizième avec la même incertitude et le même tourment que s'il s'agissait du premier, il ne sait pas quelle sera sa portée esthétique ni si son talent lui chuchotera encore les mots et les phrases justes. Comment lui qui prend ce risque, qui travaille durement pourrait-il souscrire à tant d'orgueil et de platitude? En réalité, il n'y arien à ajouter à la phrase remarquable qu'a prononcée l'homme-masse omniscient et toujours majoritaire et que voici: Une seule réunion d'un conseil ouvrier est un fait culturel plus important que la parution d'un recueil de poèmes.

Si un écrivain n'avait jamais de la vie pensé à lui comme à une minorité spirituelle, alors, à la lecture de cette phrase, il dirait: «Moi, je suis une minorité spirituelle désespérée. Il n'y a rien à faire.»

L'homme ordinaire, l'homme du peuple comme on dit chez nous respecte l'intellectuel et l'artiste. Il sait qu'il faut travailler et se priver pour réussir quelque chose dans la vie. Chez l'artiste, il admire au moins son habileté à façonner une statue. Mais l'homme-masse éduqué est convaincu non seulement de tout savoir mais aussi d'être capable de tout penser et de tout faire dans des domaines que seules des personnes qualifiées et évidemment douées peuvent vraiment dominer. Mais les choses sont devenues plus complexes qu'il ne l'avait prévu. Surtout dans le domaine de l'esthétique. Dès le début, il a su qu'il n'était pas possible non plus de continuer à le célébrer en poussant des brouettes sur les remblais. Et en fin de compte, est-ce que le vers libre et l'abandon de la ponctuation dans les poèmes étaient réellement sie dangereux pour son pouvoir absolu? Une virgule importait peu... Il est apparu que l'homme-masse, malgré sa roublardise et son omniscience, s'était ici trompé. Ça a commencé par une virgule et ça s'est terminé par la description des tortures et des souffrances dans les camps de concentration socialistes. Ce n'est pas par hasard si les premières exigences de démocratisation de la vie publique ont fait leur apparition dans les rangs des écrivains. C'est presque devenu une loi sociologique dans toutes les sociétés socialistes de l'Europe de l'Est. En réalité, cette exigence ne tenait pas uniquement à la nature sociale des rapports inter-personnels mais aussi à la nature esthétique de la littérature et de ses oeuvres. L'esthétique ne supporte pas le monolithisme et nous l'avons dit, la diversité est le pain quotidien de la littérature. La liberté d'écrire que les écrivains slovènes ont obtenu par la lutte, partout ailleurs les autres l'obtiendront, il n'y a pas de doute, mais elle ne peut rester isolée dans une société privée de liberté. Un étonnant circulus vitiosus a de nouveau placé l'écrivain dans une situation sociale et historique qui n'est pas nouvelle dans ces régions: en tant que représentant de la minorité dans la majorité, il doit élargir le champ de la liberté de pensée, prendre la défense des droits de la nation et de l'individu, exiger la démocratie. Dans toutes les écoles, on nous a appris, car cette explication convient bien au dia-mat, même s'il l'interprète à sa manière, que le mot démocratie vient du grec demos-peuple et kratcin-gouverner. Donc, l'écrivain des pays de l'Est est dans une situation paradoxale: il prend le parti du gouvernement du demos qui lui a autrefois retiré pour ainsi dire tous ses droits, même le droit au travail; car l'oeuvre littéraire ne peut être que complètement libre sinon elle n'est pas. Le minoritaire prend donc le parti du

gouvernement de la majorité, ce qu'est, avouons-le, toute démocratie, fût-elle la meilleure.

Dernièrement, nous avons signé une nouvelle pétition, car nous sommes devenus, comme les héros du drame de Havel, de notoires signataires de pétitions. Elle parlait des droits de l'homme, de l'égalité des droits, de la liberté absolue d'expression. «C'est bien, dis-je, ce qui est gênant, c'est que Tom Paine a déjà écrit tout ça.» Un philosophe de mes amis me regarda avec des yeux ronds: «Et alors?» dit-il. «Il vivait au dix-huitième siècle,» dis-je. «Et alors?» dit-il. Les philosophes sont connus pour s'exprimer par axiomes. Moi, j'aurais dû comprendre. Voyant que je ne comprenais pas, il ajouta patiemment: «Ça signifie simplement que nous sommes au dix-huitième siècle.»

C'est vrai, et alors? Ça signifie seulement que nous sommes encore une fois retombés dans une situation que la littérature slovène connaît depuis longtemps, depuis au moins deux cents ans, depuis le temps où on a arrangé et joué le mariage de Figaro du libéral Beaumarchais. Au milieu du siècle dernier, la plume du censeur a tiré un trait sur les vers patriotiques de Preseren, poète romantique slovène, vers qui aujourd'hui, sont pour ainsi dire l'hymne national. Après la première guerre mondiale, dans la Yougoslavie bourgeoise, les traits des censeurs ont bricolé les textes des auteurs de gauche, les poètes ont été conduits devant les tribunaux parce qu'ils luttaient pour le gouvernement du demos. Comment c'était lorsque le demos gouvernait, nous l'avons dit. Bref, ici la politique s'est toujours mêlée de littérature, car la littérature était manifestement une entrave à l'organisation raisonnable du monde. Mais la littérature aussi s'est mêlée de politique. Peut-être jamais plus qu'aujourd'hui. Nova Revija paraît à quelques milliers d'exemplaires à Ljubljana et on reproduit ses articles compliqués dans les journaux à des centaines de milliers d'exemplaires, bien sûr pour les discuter. Les plus hauts fonctionnaires et agents de l'Etat s'occupent de ces textes, c'est-à-dire des attaques contre eux, comme s'ils n'avaient rien de mieux à faire. Les soirées littéraires de l'Association des écrivains slovènes rassemblent quelques centaines d'auditeurs et les tribunes publiques de cette même association des milliers. Les écrivains n'écrivent plus, ils ne font que signer des pétitions en faveur des droits de l'homme, ce qui n'est pas précisément leur travail, mais ils écrivent une nouvelle constitution, ce qui n'est pas manifestement du tout leur travail. Les travailleurs d'une usine de Ljubljana qui compte plus de mille employés ont invité le président de l'Association des écrivains slovènes à se mettre à la tête de leur mouvement de grève. A cette même adresse est arrivé d'une ville slovène un programme national slovène dans lequel les signataires proposent la prise en charge de la gestion des banques par les écrivains car les gens n'ont plus confiance qu'en eux. J'avoue que je n'aimerais pas avoir mes modestes honoraires dans cette banque.

Que signifie tout cela?

Cela signifie qu'il s'est produit quelque chose de paradoxal. Après le long et vaniteux gouvernement de l'homme-masse qui s'est appuyé sur la majorité, sur ces masses laborieuses indistinctes qui ont rendu possible un tel mode de gouvernement, la majorité se tourne maintenant avec une confiance soudaine vers la minorité dont elle attend idées et courage pour sortir de la crise morale, économique et sociale. Et pas vers n'importe quelle minorité mais bien vers celle des écrivains qui nient à chaque phrase toutes les qualités de la majorité,

s'opposent à elle et proclament que l'individualisme est la valeur humaine la plus importante.

Si l'écrivain était un homme-masse, il dirait: Vous avez confiance en moi, c'est bien. Mais où étiez-vous quand on interdisait les livres et qu'on interrompait les représentations théâtrales par des vociférations grossières parce qu'elles n'étaient pas en accord avec la morale des masses laborieuses? Où étiez-vous quand les rédactions étaient licenciées et les écrivains privés de travail et trainés devant les tribunaux? Car c'est alors qu'a commencé ce que vous appelez la crise. A l'époque où on trouvait les noms de certains écrivains non dans les pages culturelles mais dans ce qu'on appelait les chroniques noires, parmi les noms des criminels, des violeurs et des voleurs. Après avoir dit cela, il partirait se promener ou boire un verre chez des amis. Mais la difficulté réside justement dans le fait que l'écrivain n'est pas un homme-masse.

Voyons donc les raisons pour lesquelles il ne l'est pas puisque nous en sommes tellement convaincu. D'abord, parce qu'il est seul. Personne d'autre ne peut exprimer à sa place l'état d'âme que lui seul veut et est capable d'exprimer. Dans sa partie, il n'a rien de quelconque ni d'interchangeable. Aucun poème ne peut se substituer à un autre, aucun roman, même s'il n'a pas de succès, n'est remplaçable par un autre. L'écrivain n'est pas simplement seul, très souvent, il est également solitaire. A l'heure où j'écris ces lignes, mon appartement est vide, et la ville aussi. Pour Pâques, les gens sont partis à la campagne avec des amis ou en famille. L'écrivain ne peut s'exprimer pleinement que dans le silence de la solitude et non en assemblée ou en joyeuse compagnie. Parce qu'il ne se retire pas dans sa solitude, comme Bouddha dans la forêt vierge, Mahomet sous sa tente et Jésus dans le désert pour parler avec Dieu et revenir avec la révélation, et qu'il essaie de rendre sensible une condition humaine ou un état d'âme et de l'exprimer dans l'esthétique de la langue, sa solitude, c'est le doute constant sur le monde et ses vérités éternelles, l'interrogation et le questionnement constants, la recherche de sa vérité, l'échappée perpétuelle dans la question suivante et dans la question ultime du sens de son action. L'emploi de son unique moyen d'expression – la langue dans laquelle, depuis Homère et la Bible, s'est amassé au moins deux mille ans d'expérience humaine – attire sans cesse son attention sur le caractère des actions de l'homme, notamment des actions sociales. Son univers est l'esthétique, même quand il parle de la société et de ses idées, son seul critère est l'esthétique de l'oeuvre. Une nouvelle esthétique, dirais-je en paraphrasant à nouveau Brodski, impose son éthique de façon très précise à l'homme. Et, en fin de compte, quand l'écrivain s'assoit à sa table, il sait que le critique l'attend au tournant. Surtout le lecteur qui, dans la solitude de sa lecture, sera le critique le plus exigeant. Le risque d'être refusé par la critique et même d'en être la risée est sans doute moindre que de ne pas trouver le contact avec le lecteur. Qu'en est-il si son écrit est un monologue désespéré. Dans tous les cas, il doit être prêt à l'examen public comme à l'examen le plus intime de son oeuvre. Il doit savoir aussi que même quand il aura écrit son meilleur texte, d'autres continueront de produire ou d'écrire des oeuvres qui le surpasseront. Il ne lui reste donc qu'à persévérer sans cesse dans son monde unique et inimitable qui, dans les moments heureux, éclate dans l'oeuvre d'art.

Puisque l'écrivain n'est pas un homme-masse, mais qu'a priori, il est une minorité, aucun pouvoir, aucune majorité n'a à craindre quelle que soit la

tournure des événements, qu'il se batte pour lui prendre sa place. Cela signifie aussi qu'il gèrera en silence les bêtises et les violences qui en résultent uniquement parce que se sont les bêtises et la violence de la majorité ou du pouvoir fort. Pour comprendre l'engagement actuel des écrivains en Slovénie et en Yougoslavie ou en général dans les pays de l'Est, il faut savoir qu'il procède essentiellement de la nature de leur travail personnel qui leur impose des choix éthiques qui exigent d'eux qu'ils partagent le bien et le mal avec leur peuple, même s'il se trouve dans ce vulgus ou demos le dangereux, le suffisant. L'orgueilleux homme-masse qui se retournera finalement contre eux, contre les minorités intellectuelles et autres. L'écrivain a toutes les raisons de rentrer chez lui, de s'enfermer dans sa chambre et de coller sur sa porte, comme un philosophe slovène du siècle dernier le billet suivant: Odi profanum vulgus et arceo!

De la nature du travail de l'écrivain, il ne résulte pas seulement l'acceptation de la différence mais aussi comme nous l'avons vu et dans la même mesure la préparation au désaccord. C'est pourquoi, il n'y a rien d'extraordinaire à ce qu'il prenne parti pour ces principes dans la vie sociale également. Et comment dire à l'homme-masse que le désaccord et l'opposition sont le ressort de la dynamique humaine et sociale? Comment le lui dire sinon justement dans le désaccord et l'opposition?

Je pense que c'est ce sur quoi il faut insister sans nous laisser fasciner, ne serait-ce qu'un moment, par la volonté de pouvoir sur la société et de pouvoir sur l'homme.

Que les phrases ou seulement les mots, que la solitude soient ce qui nous attend, de cela, semble-t-il, il n'y a rien à dire de particulier.

Es mag sein, dass sich die Demokratie auf lange Sicht als weniger effizient erweist als andere Staatsformen, doch hat sie jedenfalls den Vorzug, dass sie uns das erkennen und aussprechen lässt. Bill Moyers

Man sagt, dass die Presse eine siebte Grossmacht ist – aber hier im Westen hat man oft das Gefühl, dass sich eher um eine fünfte Kolonne handelt.

V. Davydovski

Glückliches Volk, welches genug Helden hat.
Glücklichstes – welches sie nicht braucht!

WERNER ROSS:

WER HAT ANGST VOR BÖLL UND GRASS?
(Kritische Bemerkungen zur deutschen Nachkriegsliteratur)

«Wer hat Angst vor Böll und Grass?» Mein Titel klingt, zugegebenermaßen, etwas burschikos – (vielleicht zu burschikos für eine Festrede). Zu burschikos vielleicht auch im Hinblick auf die genannten Namen, die ja ihrerseits einer gewissen Denkmalhaftigkeit nicht entbehren.

Lange Zeit sind sie zusammen genannt worden als Dioskuren, wie einst Goethe und Schiller, als die beiden und zugleich die einzigen wirklich bedeutenden Vertreter der deutschen Nachkriegsliteratur, und nur dadurch in ihrer Rangordnung diskriminiert, dass der eine, Böll, den Nobelpreis für Literatur bekam, der andere, Grass, nicht. «Wer hat Angst vorm bösen Wolf?» Diese alte Kinderliedfrage ist satirisch gemeint. So weit her sei es nicht mit der Fürchterlichkeit des bösen Wolfes, meint diese Frage und in diesem Sinne wandelt der Theaterautor Albee den Titel ab, als er «Wer hat Angst vor Virginia Woolf» fragte, nämlich vor genauen, schonungslosen, den Nerv treffenden Analyse von Ekehrisen.

Ähnlich meine ich es auch. Bei aller Wertschätzung unserer beiden Autoren wollen wir keine Angst haben, sie und den Zusammenhang der Nachkriegsliteratur, in dem Sie stehen und gesehen werden müssen, kritisch zu analysieren, angesichts des Jahres 1987, in dem sich der Start einer neuen Autorengeneration, genannt Gruppe 47, zum 40. Mal jährt.

Bilanz also auch danach, was vorher war, auch die Frage, was danach gekommen ist, kommen wird, kommen könnte. Wir fangen am besten mit dem Unbestreitbaren an, mit der Feststellung, dass sich in der Gruppe 47, dieser lockeren Gruppierung eher von Mitstreitern als von Mitgliedern, eine ganz junge Talentgarde, Talentavantgarde, zu Wort meldete und im Lauf weniger Jahre die Bühne der Literatur besetzte – bis hin zum Eindruck, es gebe ausserhalb ihrer überhaupt niemand Nennenswerten mehr. Ich zähle rasch die Namen auf, um diesen Feststellungssatz zu belegen und zu beleben: Enzensberger, Walsler, Hans Werner Richter, Wolfgang Koeppen, Wolfdieterich Schnurre, Gabriela Wohmann, Ingeborg Bachmann; Max Frisch und Dürrenmatt wohlwollend in der Nähe. Rund zweihundert Autoren bei den Tagungen der Gruppe auf dem berühmten Richter- oder Hinrichtungsstuhl vorgelesen; die Zahl der dabei Durchgefallenen ist nicht notiert. Der Zwischenruf «Klumpfe und Kruminstab» z.B. brachte Rudolf Krämer-Badoni zu Fall. Die Liste der Kritiker und Gäste umfasst weitere hundert Namen, darunter so glanzvolle wie Hans Werner Henze und Stephan Hermlin, Luigi Nono und Ernst Bloch, Joachim Kaiser und Hans Mayer, Marcel Reich-Ranicki und Hellmuth Karasek, ganz zu schweigen von den Verlegern, die anschwirrten um den poetischen Honig zu nippen.

Dies alles muss ohne jede Ironie geschildert werden. Es war, nach Hitler und bald sagte man, nach Adenauer, das Gegen-Establishment, eine neue mächtige Zunft, wie es einst im 18. Jahrhundert die sogenannte Enzyklopädisten gewesen

waren. Dass Heinrich Böll und Günter Grass in diesem Kollektiv und bald auch in der grossen Öffentlichkeit die Führungspositionen eingeräumt wurden, hatte wiederum einen guten Grund: Sie waren bald die besten und die beliebtesten. Ihre Auflagen stiegen ebenso wie ihre Verwendung in Festreden und Schulaufsätzen. Böll wurde PEN-Präsident und bekam den Nobelpreis, Grass kam im Schriftstellerverband und in der Berliner Akademie zu höchsten Ehren.

Es lässt sich heute rückblickend auch präzise sagen, worin das spezifische Talent des einen und des anderen und ihr besonderer Beitrag zur literarischen Entwicklung bestand. Böll brachte in die seit Hermann Hesse und Thomas Manns Zeiten geheiligten und von leichtem Weihrauchduft durchzogenen Hallen der Dichtung das unbekümmerte *Parlando*, das er bei Hemingway gelernt hatte. Man fängt so an: «Kennen Sie jene Drecknester, wo man sich vergebens fragt, warum die Eisenbahn dort eine Station errichtet hat.» oder so: «Nach dem Dienst ging ich zur Kasse, um mein Gehalt abzuholen.» Als beliebiges Gegenbeispiel ein Hermann-Hesse-Anfang. «Morgenlandfahrt»: «Da es mir beschieden war, etwas Grosses mitzuerleben, da ich das Glück gehabt habe, dem 'Bunde' anzugehören und einer der Teilnehmer jener einzigartigen Reise sein zu dürfen, deren Wunder damals wie ein Meteor aufstrahlte und die nachher so wunderbar rasch in Vergessenheit, in Verruf geriet, habe ich mich entschlossen, den Versuch einer kurzen Beschreibung dieser unerhörten Reise zu wagen.»

Es wäre Unfug, derartige Verschiedenartigkeiten gegeneinander auszuspielen. Man muss nur die Direktheit, Hemdsärmeligkeit, bald würde man sagen: Authentizität dieses neuen Stils als die Nachkriegs-Novität erkennen.

Günter Grass brachte sehr viel später, ohne auf dem Stühchen der Gruppe gesessen zu haben, etwas anderes in die literarische Szene zurück: den grossen Roman, der, wie es sich bei dieser Gattung gehört, ausschweifend ist in Form und Inhalt, humoristisch-satirisch, wo «das Feierliche lachen muss, weil die Leichenträger zu ernste Miene machen, als dass man glauben könnte, sie nehmen Anteil.» Die «Blechtrommel», 1959, war ein grosses Datum der deutschen Literatur, und selbst die Unanständigkeit fand man grandios.

Dies also ist unumstritten, und ich darf mich nun einer zweiten Unumstrittenheit zuwenden, die nur noch nicht ganz publik geworden ist, einer merkwürdigen und ärgerlichen Tatsache, die nur darum wenig auffällt, weil sie hauptsächlich aus Stille, aus Schweigen besteht. Ich meine die Feststellung, dass sowohl Böll wie Grass in ihren Produktionen immer schwächer wurden, bis zum frühen Tod des einen und dem fast unbemerkten Weiterleben des anderen. In einer, weil heimlichen, umso unheimlicheren, Weise ist die Zeit über sie hinweggegangen. Ihre klassischen Werke werden bestehen, aber von der «Rätin» oder von «Fürsorglicher Belagerung» wird nicht mehr die Rede sein, und den «Butt», der zu seiner Zeit mit einer gewaltigen Verlagskampagne über das Leservolk ausgeschüttet wurde, wird man eines Tages nur noch als krauses Zeitdokument studieren.

Das deutsche Leservolk, fleissig im Lesen, aber ungeübt im Werten, hat den Vorrang nicht voll erfasst und hat seinen Böll, seinen Grass, wenn auch allmählich erlahmend, weitergelesen. Es hielt an einer langen, übrigens auch während der Nazizeit mit Hilfe von Hölderlin weiter eingehämmerten Überzeugung fest: Dichter sind fürs Weltanschauliche zuständig, «Was bleibt aber, stiften die Dichter.» Leseabend im Stehlampenschein, der aus dem schütterten Blondhaar des Autors einen Heiligenschein webt. Obwohl Böll so hemdsärmelig und Grass

so ungehädig in die gute Stube getreten waren, wurden sie doch mit dem alten Kredit ausgestattet. Ja, sie wurden dank Rundfunk und Fernsehen in ganz anderer Masse öffentliche Figuren als selbst die publikumstüchtigsten Autoren der Weimarer Republik, Thomas Mann und Gerhart Hauptmann. Sie wurden Instanzen und Institutionen, ihr Wort bekam öffentliches, das heisst auch politisches Gewicht. Sie wurden wichtig, und jener, der einmal in die Nähe einer solchen Rolle gelangt ist, weiss wie gefährlich das ist.

Symbolisch gesprochen: Der Lautsprecher verleiht der Stimme einen Nachhall, der dem Gesagten eigentlich nicht zukommt. Die Stammtischmeinung bläht sich zur Kathedra-Verlautbarung auf. Und die so genährten Eitelkeit Rechnung tragend, verbreitete sich die Losung, der Dichter habe engagiert zu sein, habe sich einzusetzen im öffentlichen Meinungsstreit, habe als Wegweiser für ihrer Sache unsichere Wähler zu dienen. Böll wurde Volksredner und Streitschriftenverfasser, Grass reiste als Wahlhelfer über die Dörfer.

Ich will hier keine Kritik daran üben, dass dieses Engagement Links war und – links ist. Da der Affekt, aus dem diese Schriftstellergeneration lebte, antinazistisch war, gegen die abgeschüttelte Zwangsherrschaft, waren ihr auch das kräftige Autoritätsgefüge der Adenauerzeit, ihre kirchliche Bindung, ihre Einwilligung in die Wiederbewaffnung, verdächtig, und es war geradezu Ehrensache, «dagegen» zu sein, aufmüpfig, unbequem, wie man sich selber attestierte, obwohl es in Literaturkreisen damals viel unbequemer und geradezu rotznasig frech gewesen wäre, sich für Adenauer oder Erhard zu erklären.

Ich will das hier nicht weiter ausmalen, nur betonen, dass in der Polemik die einen den anderen nichts nachgaben, und wenn Kanzler Erhard Hochhuth und seine Kollegen als Pinscher abfertigte, die von der Wirtschaft nichts verstünden, so überbot ihn Böll in seiner berühmten Wuppertaler Rede: «Dort wo der Staat gewesen sein könnte oder sein sollte, erblicke ich nur einige verfaulende Reste von Macht, und diese offenbar kostbaren Rudimente von Fäulnis werden mit rattenhafter Wut verteidigt.» Ich denke, eine Art Generalpardon für alle Tiervergleiche hätte damals schon gut getan.

Die unvermeidliche Folge war die immer stärkere Verstrickung auch in einem Punkt, über den zu selten nachgedacht wird. Engagement, zu deutsch Dienstverpflichtung, kostet Zeit, unglaublich viel Zeit. Organisieren, Telefonieren, Interviews, Statements, Veranstaltungen, Hinreisen, Rückreisen, Autogrammgaben, Fanbriefwechsel, Überreden, Beschwichtigen, Sich-Verteidigen, Richtigstellen, das alles kann man nicht mit der linken Hand machen, während die Rechte ein Romankapitel zu Ende bringt.

Aber was noch schlimmer ist, die Sprache, derer sich alle in solchen Zusammenhängen bedienen, ist weder die Alltags- noch die Dichtersprache, sondern die der Medien. Sie ist weder frank und frei wie die der frühen Böll-Erzählungen, noch saftig und plastisch wie die der Blechtrommel, sondern bestenfalls ein Feature, schlimmeren Falles Kolportage. Bölls Roman «Frauen vor Flusslandschaft», nach seinem Tod veröffentlicht, politisch ruppig gegen den Todfeind CDU, ist sprachlich zahnlos wie ein Illustriertenroman, und wer sich an Grass' sozusagen dampfende Vorliebe für Klosettvorgänge erinnert, mag nachlesen, wie kläglich es in der «Rätin» der alten Romanfigur Matzerath mit dem Harnlassen geht, auch im Sprachlichen.

Ob Politik den Charakter verdirbt, steht hier nicht zur Debatte. Dass sie den Stil beschädigt, hat sich an den beiden Hauptakteuren Böll und Grass erwiesen.

Fragt man sich, was denn sonst aus der damaligen Literaturblüte geworden ist, die in den grossen Jahren der Kulturrevolution geradezu ins Dschungelhafte schoss, so ist eine Art betretenes Schweigen festzustellen, ein Auf-Zehenspitzen-gehen wie im Hause eines Frisch-Entschlafenen. Enzensberger, immer noch blitzgescheit, ja, aus einem blitzgescheiten Springinsfeld sich in einen weisen Skeptiker wandelnd, wirkt nur noch in der Stille. Walser hat zu Goethe und zur Nation zurückgefunden. Koeppen lässt immer noch auf den grossen Roman warten, den er einmal versprochen hat. Heissenbüttel schreibt Rezensionen, Hildesheimer ist bei der bildenden Kunst. Härtling arbeitet die schwäbischen Dichter auf, die Wohmann hat ihr Lieblingsthema, die trübe bürgerliche Welt, bis auf den letzten Tropfen ausgepresst. Ein mächtiger Aufschwung verläuft sich, wie eine Brandungswelle, im Sande. Die Bestellerlisten bieten Garcia Marques oder Frau Allende, wenn nicht Johannes Mario Simmel.

Diese neue Tabula rasa, vergleichbar mit der Stunde Null, von der zu Bölls frühen Zeiten die Rede war, hat ein Gutes. Der Vordergrund ist frei, und man kann wieder zurückschauen auf die Zeit vorher, die fünfziger Jahre. Es lag in der Natur der Dinge und in der Konstitution der menschlichen Natur, dass die Generation von 1947 keine Ahnenpflege betrieb. Sie war da wie aus dem Haupt des Zeus entsprungen, und sie verwarf, was vorher war, mit dem tödlichen Schlagwort Restauration. Ich habe in meiner Schrift «Mit der linken Hand geschrieben» gegen diese Verfälschung protestiert und polemisiert und zitiere daraus, um ein Bild jener Jahre zu geben, welche nur die heute mindestens Fünfzigjährigen noch selbst bewusst erlebt haben.

Es erschienen im Jahr 1946: Brochs «Tod des Vergil», Frischs «Nun singen sie wieder», Lehmanns «Entzückter Staub», Langgässers «Das unauslöschliche Siegel», Plieviers «Stalingrad», Werfels «Stern der Ungeborenen», Zuckmayers «Des Teufels General».

Es erschien im Jahr 1947: Thomas Manns «Doktor Faustus», Benns «Statische Gedichte», Borcherts «Draussen vor der Tür», Frischs «Santa Cruz», Heinrichs Manns «Ein Zeitalter wird besichtigt», Nossacks «Bericht eines Überlebenden», die Gedichte der Kaschnitz.

Es erschienen im Jahr 1948: Andres' «Ritter der Gerechtigkeit», Brechts «Herr Puntilla und sein Knecht Matti», Eichs «Abgelegene Gehöfte», Huchels Gedichte, Horkheimer-Adornos «Dialektik der Aufklärung», Jaspers' «Der philosophische Glaube», Thomas Manns «Neue Studien», Nossackers «Interview mit dem Tode», Anna Seghers' «Ausflug der toten Mädchen».

Besonders reichhaltig war das Jahr 1949 mit u.a.: Benns «Ausdruckswelt» und «Trunkene Flut», Bölls «Der Zug war pünktlich», Brechts «Kalendergeschichten», Döblins «November 1918», Heideggers «Holzwegen», Jüngers «Strahlungen» und «Heliopolis», Erhart Kästners «Zeltbuch von Tumilad», Erich Kästners «Der tägliche Kram», Niebelschütz' «Der blaue Kammerherr», Hans Werner Richters «Die Geschlagenen», Rudolf Alexander Schröders «Geistlichen Gedichten», Zuckmayers «Barbara Blomberg».

Die Liste lässt sich beliebig bis in den Anfang der sechziger Jahre verlängern, ohne dass sie an Niveau und an Farbigkeit verlöre. Rückblickend darf man feststellen: Es war nach den zwanziger Jahren eine neue Blütezeit der deutschen Literatur. Eine Nachblüte, weil die grossen Figuren der zwanziger Jahre wieder da waren: Heinrich und Thomas Mann, Gottfried Benn, Hermann Hesse, Bert Brecht, Alfred Döblin, Franz Werfel, Erich Kästner, Carl Zuckmayer –

wiederauferstanden, wenn sie verstorben waren wie Tucholsky, oder erst in ihrer wahren Grösse entdeckt wie Kafka und Musil. Nachblüte auch, weil nun erst das Alterswerk von Jünger und Benn entstehen konnte, weil jetzt erst Bergengruen und Reinhold Schneider, Stefan Andres und Gertrud von Le Fort wieder Atem holen durften, weil nun erst die jungen Autoren der dreissiger Jahre aus der Deckung kamen: Eich und Nossack, Jahn und Huchel, Plievier und Lange.

Wer die wahre Fülle dieser Jahre fassen will, muss hinzurechnen, was aus Frankreich, Italien, England, Amerika herüberkam: Sartre und Camus, Auden und Eliot, Hemingway und Faulkner, Thornton Wilder und Saroyan, Tennessee Williams und Arthur Miller, John Steinbeck und Ezra Pound. (Die grosse deutsche Proust-Ausgabe begann 1953 zu erscheinen, 1956 kam der erste «Ulysses», ein paar Jahre später der ganze Claudel). Dies alles nur Kürzel für einen dramatischen Prozess, für Widerhall und Diskussion, für Bücher, die endlosen Gesprächsstoff abgaben wie Simone de Beauvoirs «Mandarine von Paris» oder Aldous Huxleys «Pforten der Wahrnehmung» (1954).

Und dies alles der Notzeit abgetrotzt, den ungeheizten Sälen, der Papiernot, die durch «ro-ro-ro», Rowohls Rotationsromane auf Zeitungspapier, überlistet wurde. Der geistige Hunger war unstillbar wie der körperliche. Auch die Kinos waren voll, es waren die «Fahrraddiebe» und «La Strada», «Die Mädchen Rosemarie» zu sehen, und neben den neuen auch die klassischen Filme wie «Panzerkreuzer Potemkin» und «Citizen Kane». Das Neue vertrug sich mit dem Alten. Unvergessen die Goethefeiern des Jahres 1949: Thomas Mann reiste nach Frankfurt, München und Weimar, und an den Sonntagen las Mathias Wiemann im Rundfunk «Goethe erzählt sein Leben».

Damit soll nicht Harmonisierung angedeutet werden, sondern die Lust der Vielfalt und das Belebende der Gegensätze: Streit gab es um Benn und um Brecht, um Thomas Mann und um Ernst Wiechert. Die Emigration warf Probleme auf ebenso wie die innerdeutschen Spannungen. Über Goethes (Un-)Zeitgemässheit stritt Karl Jaspers mit Ernst Robert Curtius. Die ersten Preise wurden verliehen: Die Friedenspreise des Deutschen Buchhandels gingen zuerst an Max Tau und Albert Schweitzer, an Romano Guardini und Martin Buber, an Carl Jacob Burckhardt und an Hermann Hesse, der erste Bücherpreis fiel an Gottfried Benn.

Es erschien in dieser angeblichen Restaurationszeit eine Zeitschrift «für europäisches Denken», der MERKUR, dessen Niveau später vielleicht nur noch Enzensbergers «KURSBUCH» erreicht hat, und in Düsseldorf, nicht weit von Adenauers Bonn, etablierte sich das witzigste und frechste aller Nachkriegskabarets, das «Kom(m)ödchen». Es wurde die erste «documenta» geplant, und die moderne Musik fand in den «Musica viva»-Konzerten ihr erstes Forum. Nicht weit von Bonn und Rhöndorf hatte sich im Bundeskalzlerjahr 1949 eine andere Residenz aufgetan: Horkheimers und Adornos Institut für Sozialforschung, und bereitete die Ideenwende vor, die in den Tumulten von 1968 geräuschvoll sich vollzog.

Nichts von alldem wuchs in Adenauers Rosengarten, aber es wurde auch nicht von dem, was da hundertfältig nach dem Ende des Zwangsregimes aufblühte, von dem angeblichen Restaurationsregime in seiner Entfaltung behindert. Die Kultur war frei, auch wenn ein Aussenminister von Brentano einmal meinte, der

Kommunist Brecht gehöre nicht auf die Theater der Bundesrepublik. Auch das blieb eine Meinung unter anderen, eine die den Meinenden bald zum Ewig-Gestrigen stempelte.

Um es noch einmal ganz krass zu sagen: Das Gegeneinander von Meinungen war in den fünfziger und in der ersten Hälfte der sechziger Jahre lebhafter als seit der Kulturrevolution von 1968, als sich ein politisches Meinungskartell bildete und es der «Reaktion», zum Beispiel den Muff von tausend Jahren an den Universitäten, an den Kragen ging. Zwei Szenen muss man sich in Erinnerung rufen: die eine, bei der linke Studenten der Universität Erlangen die in der Pulvermühle tagende Gruppe 47, die ihnen doch wohlgesonnene, mit dem Spotttruf «Dichter! Dichter!» verächtlich machten, die andere, wie linke Studenten der Universität Frankfurt den grossen Wegbereiter Adorno, der zugleich ein alter hilfloser Mann war, in seiner Vorlesung bedrängten und beleidigten. Auch Heinrich Böll geriet in eine schiefe Lage, der Streit darüber, ob er ein geistiger Vater des Terrorismus sei, verzerrte sein Bild, aber auch seine Reaktionen. Seine Katharina Blum die einen zudringlichen Zeitungsreporter umlegte, stieg zu einer Art Jeanne d'Arc der Bundesrepublik auf. Mit der Streitkultur war es aus, die Bundesrepublik näherte sich einem niedrigen Niveau, von dem man heute sagen kann: Es herrscht.

Also heute. Wie sieht es aus? Nicht zum Besten. Die Dichter blühen im Verborgenen. Die Theater retten sich in manchmal kühne, immer aber geräuschvolle Regieabenteuer. Der Dramatiker Achternbusch hat die totale Zusammenhanglosigkeit zum dramatischen Prinzip erhoben. Der einzige der Literatur zuzurechnende Romanschriftsteller, der noch einmal einen Bestsellererfolg hatte, Patrick Süskind mit dem «Parfüm», hütet sich, an die Öffentlichkeit zu treten, und sitzt, wenn nicht im Elfenbeinturm, mutmasslich in einem Bungalow an der Cote d'Azur. Die Medien und die überall emsig tätigen öffentlichen Kulturveranstalter erzeugen eine Tageskultur, die sich so gliederzuckend tummelt, dass die Zuschauer es gar nicht merken, mit welcher Windeile sie am rechten Bühnenausgang verschwindet, um am linken wieder aufzutauchen. Dies alles gänzlich unabhängig von Regierungswechseln in Bonn, im Land, fast hätte ich gesagt auf dem Lande.

Fast möchte man es dramatisch nennen, aber ein Vakuum hat es schwer, sich dramatisch zu gebärden. Ich will einen Erklärungsversuch machen. In den fünfziger Jahren kämpften nicht nur die Ideen; auch Glaube und Unglaube, Religion und Aufklärung lagen im Clinch. Das gab paradoxerweise sogar dem Nihilismus einen metaphysischen Hintergrund, ich denke an Becketts Stück «Warten auf Godot» zurück. Seit 1968 glaubte man eine neue Religion zu haben, in Brandts Wort «Mehr Demokratie wagen». Das wurde die Hoffnung aller Aufgeklärten, ein neues Menschenglück. Das ist nun gescheitert, rot und grün. Das Vakuum, das ich beschrieben habe, stellt sich als Wartezeit heraus.

Wir warten auf Godot. In dieser Unbestimmtheit, die der letzte nahmhafte Philosoph der linken Utopie, Jürgen Habermas, als neue Unübersichtlichkeit definiert hat, treten, ich möchte sagen erwartungsgemäss, wieder religiöse Sehnsüchte auf. Die Religion, das sage ich als meine persönliche Meinung, ist nicht nur ein System aus sogenannten Glaubenswahrheiten, sondern vor allem so etwas wie ein höherer Gleichgewichtssinn, ist die Orientierung für die eigene Wertordnung und Sinngebung. Sie liegt natürlich nicht am Weg, aufzuheben

und einzustecken, sondern kann nur als Weg, als Art und Weise der Welterfassung, in Erfahrungsprobegängen ihren Lebenswert offenbaren und erhärten.

Wenn ich in diesem Zusammenhang zwei Autoren nenne, so, weil ich glaube, dass sie sich auf solchen Wegen tastend vorwagen. Es sind wieder zwei Dioskuren, oft gemeinsam genannt, obwohl in allem, Werdegang, Temperament, Produktion, total verschieden.

Der eine, Peter Handke, mochte sich seinen Namen in einer eng mit unserem Thema zusammenhängenden Aktion. So wie sich 1947 Gruppe 47 gegen das damals herrschende Establishment aufgelehnt hatte, so Peter Handke 1966 das inzwischen herrscherlich etablierte Establishment der Gruppe 47. Die hielt in den sechziger Jahren auch Tagungen im «befreundeten» Ausland ab, in Schweden und 1966 in den USA, in einer Oststaatenuniversität natürlich, in Princeton. Dort wagte der junge österreichische Literat Handke eine Literatenbeschimpfung, die im Vorwurf der Impotenz gipfelte, was sowohl wörtlich wie im übertragenen Sinne für Literaten besonders ärgerlich ist. Es war ein Skandal und ein Skandalerfolg, dem im gleichen Jahr der Skandalerfolg des Theaterstücks «Publikumsbeschimpfung» folgte. Ich will hier nicht die Karriere dieses Wunderkindes und Paradiesvogels nachzeichnen, nur betonen, dass eben dieser Handke in einer neuen, oft sehr gewagten Modernität zurückgefunden hat zu Goethe, Stifter, Stille, Grösse, die zeitgenössische Welt aber mit den dieser Zeit völlig offen stehenden Empfindungsorganen aufgenommen hat, die Böll und-Grass-Generation im Flug überholend.

Der andere Dioskur heisst Botho Strauss und hat kein so draufgängerisches Debüt gehabt, sondern eine solide Lehre bei dem einzigen grossen deutschen Regisseur, der den Ruf, modern zu sein, nicht durch Mätzchen und alberne Waghalsigkeiten aufs Spiel gesetzt hat, bei Peter Stein. Von Strauss sind inzwischen viele Theaterstücke aufgeführt worden, viele Bücher erschienen, nicht eigentlich Romane, obwohl sie sich manchmal so nennen, sondern eher Studien, Versuche, Skizzen, Fragmente, als ob es für eine grosse Arbeit noch ein bisschen zu früh sei. Auch bei Botho Strauss ist es evident, dass er in der anschaulichen Genauigkeit der Erfassung des Zeitgenössischen und in der Präzision seiner denkerischen Bemühungen die Siebenundvierziger und die Achtundsechziger überholt hat. Er kann im Einzelnen, im Handwerklichen mehr, und es bleibt nur die Frage stehen ob Strauss ein moderner Denker-Dichter, die Popularität gewinnt, die seiner Bedeutung als Autor entspricht.

Was Böll und Grass mit ihren Lesern betrieben haben, war das kleine Einmaleins, die Tagesnöte, auch die des kleinen Mannes, die Verwicklungen von Menschen wie du und ich, im Ton von du und ich vorgetragen. Man konnte sagen, ich habe es selbst aus dem Munde meiner Tochter gehört: «Ich lese am liebsten Böll und Simmel» ohne dass da wirklich Unvereinbares in einem Atem genannt worden wäre. Sowohl Handke wie Strauss verlangen den höheren Schwierigkeitsgrad, sie klimpern nicht, man muss sich einlesen, aufmerken, das Gelesene bedenken.

Kein Zufall, dass beide gerade in Denkbüchern, in Tagebuchnotizen, in konzentrierten Beobachtungen und Meditationen Wesentliches auszusagen versuchen, auch und gerade zu den Problemen des Tages und der Zeit, nach dem Fiasko von 1968. Sie sind skeptisch, ironisch, aber eben darum auch neuen oder uralten Erfahrungen, auch der mystischen, zugänglichen, auch aufmerksam auf den Mythos und die Überlieferung. Sie gehen wieder in die Schule, so Handke in

seinem Buch «Die Lehre der Saint-Victoire», das auch eine Lehrstunde bei Cézanne ist, so Botho Strauss in seiner Komödie «Im Park», die Shakespeares «Sommernachtstraum» in die Gegenwart rückt.

Und sie sind wieder, ich möchte sagen, ununterdrückbar. Lehrmeister, Lehrmeister in einer viel schwierigeren Situation, als es der beinahe fröhliche, wenn auch zornige Aufbruch von 1968 oder der frohgemute Wiederanfangsentschluss von 1947 war, und damit es nicht bei meinen Worten bleibt, will ich zum Schluss diese beiden Lehrmeister auch sprechen lassen, und zwar über Schulmeisterei.

Zuerst Peter Handke: Eine neue Idiotie, folgender Satz eines Schriftstellers: «Man muss diese Schulmeister fragen: wie war es möglich, dass sie an dem Abend, als die Amerikaner unter Bruch aller Abmachungen mit Bomben und Napalm über Kambodscha herfielen, zuhausegeblieben sind? Was haben sie an jenem Abend gemacht?» (Die Mystifizierung des «Zuhausebleibens», des «Aufdiestrassengehens»: als ob das Zuhausebleiben bedeuten müsse, dass man teilnahmslos sei, das Aufdiestrassengehen aber die sozusagen unwiderlegbare Bestätigung der Teilnahme am Schmerz und an der Wut gewähre)

Und Botho Strauss: «Zielstrebige Realitätbewältigung» Höre ich einen Sozialpädagogen sagen, das sei es, wozu man die Kinder, die Jugend immerzu anhalten müsse. Wie bedauerlich sind diese armseligen, heruntergekommenen Überzeugungen, die da munter weitersprudeln aus den Köpfen unserer Lehrer! (Die Achtundsechziger-Generation, die noch einmal Glück gehabt hat und ihre bescheidenen Geschicklichkeiten nun jahrzehntelang unabänderlich von bequemen Lehrstühlen verbreiten wird . . .) Mit solchen Beschwörungsformeln – Realitätbewältigung! – versucht die bedrängte Vernunft, das Dickicht des Lebendigen in eine leere Begriffswelt zu verwandeln, und das ist doch der eigentliche Irrationalismus. Ihr dünnes Gebet, längst überschallt vom Lärm der Sprach-Aussteiger, behauptet sich von Amts wegen nun um so verkniffener und beflissener, und die verlassenen Erzieher wiederholen und wiederholen – man hat ja nichts anderes gelernt – das kalte und ausgezehrt Vokabular des kritischen Durchblicks, das durch jede Wiederholung um einen Hauch abstrakter zu werden scheint. Was heisst: Realität bewältigen, zielstrebig? Wie will einer das anstellen? Wenn sie doch ehrlich sagen würden: es richte sich jeder darauf ein, auf gut Glück durchzukommen, ohne dabei seinen Verstand und seine Selbstachtung zu verlieren. Den meisten stehe wohl ein mühsames Sich-Durchhangeln eher bevor als ein schwungvoller Werdegang. Jeder helfe mit oder ohne Hahschisch sich und denen, die ihm nahekommen, so gut er kann; versuche gemeinsam mit anderen eine Schneise zu schlagen und weiter zu tappen, bis sich irgendwann vielleicht eine Lichtung öffnet, ein Fluss erscheint . . .

Vortrag an der Vollversammlung des Freien Deutschen Autorenverbandes in München, Spätherbst 1987

Der sogenannte «reelle Socialismus» hat die tschechoslowakische Kultur nicht nur um einhundert, sondern sogar um fünfhundert Jahre zurückgeworfen: Gute Bücher muss man dort noch heute, von Hand abschreiben.

V. Davydovski

JAN ZAHRADNÍČEK:

THEATRUM MUNDI ET DEI

Genau so sind wir. So sieht das Spiel aus.
Vom Zuschauerraum die Bühne
kannst Du beim Spuk der kalkigen Beleuchtung
kaum unterscheiden
Das Gelächter klingt wie das Klirren umsonst zerschlagener Kostbarkeiten
die man unaufhörlich hereinträgt von irgendwo
ausser der Welt
und Glycerintränen rinnen herab am falschen, geschminkten Gesicht
das spielt und sein Spiel betrachtet,
während in den Winkeln unwahrhaftiger Münder
in den Winkeln brechender Augen
sein schwarzes Gewimmel weidet
der Götze der Fliegen.

Nur dass ab und zu
sich das falsche Gesicht so tödlich wahrhaftig zeigt.
Auf einmal geht es um Alles
Die Glycerintränen rinnen wie menschliches Blut
Die verlogenen Münder legen schreckliches Zeugnis ab wider uns
Die Augen gehn auf und gehn zu wie am Anfang und Ende
des letzten der Tage
nach dem nichts mehr sein wird
und die überfüllten, neugierig gaffenden Galerien der Epochen
die jählings vor Schrecken versteinern
starrt Veronikas Schweisstuch . . .

So geartet sind wir und so spielen wir herum
mit dem Feuer, das brennt und doch nicht verzehrt
wo wir doch stets hinausgehn könnten aus diesem Angeld der Hölle
und sind so anders, und anders ist alles
wenn wir nur vom Kopf heben die Maskerade der Würde,
ausziehn die lästigen Schuhe der gelehrt lehrhaften Rolle
und barfuss, wo auch immer, überschreiten die Schwelle des
Königsreichs Gottes
inmitten von Kindern
und mit ihnen schauen auf die Finger dem Herrgott
wie Er gestaltet die Sterne und alles das viele,
das jährlich wiederkehrt
vom Veilchen bis zum Gewitter

So überschreiten wir barfuss die Schwelle des Sonntags,
des Hauses des Herrn
Sie singen. Und während draussen mit Starrsinn man sich bemüht
im Leichensaal, im Krankenhaus und unter Foltern
um jeden Preis näherzukommen dem Geheimnis des Leibes,
verkünden hier Glocken, von Knaben geläutet, die göttliche Torheit.

Es beginnt ein wahres Spiel, das Theater der Welt geht zu Ende
Ihre Wahrheit hatten die Glocken gegen alle Stimmen der Erde,
und verkündeten sie
Die Söldner rücken heran, alles ist hier,
selbst wenn nicht flammten die Kerzen und die Orgeln
sich nicht beriefen auf verschwundene Tote
Das Hochzeitsmahl ist es, am ehesten Kana, doch plötzlich gehen die Türen auf
Zu Ende die Lesung von der Vermehrung der Brote,
es kräht schon der Hahn
Verleugnen können wir alle. Alle werden wir fliehen.

WAS DIE AMSEL DEM GEFANGENEN SANG

Wem wohl und wie zum Ausdruck bringen Dein Leben,
Du Verkünderin des Anbruchs dieses Tags, den Du Dir ausgesucht hast,
diese Strasse, dies Haus meinem Fenster entgegen,
das kaum durchsichtig blinzelt
und nachahmt den Tag und die Nacht.

Es gurr die Kloake,
die Mietshäuser plärren, speien Passanten und schlecken sie auf.
Doch nur Dein im Paradies begonnenes Loblied dringt durch die Nacht,
die mich malmt zu des Wurmes Wenndoch Gestalt
diesen Klumpen des Jammers, diesen Auswurf vom
Schlunde des Moloch.

Und während draussen geschmeidig wie Seide
sich ergiessen die Wellen der Wiesen und die Rebe erblüht,
und während der Strom der Gebete emporsteigt zum Himmel
und die Freunde nachtrauern dem verschwundenen Traum,
sprichst Du von der Freude, die ein Ende nicht kennt.

Damit ich nicht bange, gibt es die Freude ohne Ende.
Die Augen voll Tränen atme ich auf und spreche den Dank.
Ich danke für die vertrauenden Augen der Kinder,
in der hündischen Tücke des Gucklochs
und der Tür ohne Klinke.

Sie spielen mit mir wie mit der Maus eine Katze.
Leb wohl, meine Frau, lebt wohl, Ihr zu Hause.
Es gibt Freude, ach Freude, ja Freude
auch hier unten am Grunde des Jammers der Welt.
Selbst inmitten der Möbel des Häftlings
gefertigt aus Gethsemanes Holz.

DER BESUCH

Es ist Abend. Und vermutlich ein schöner. Noch gestern
winziges Gezwitscher der Meisen
wie von Debussy.
Es pritschelte auf alle Spiegel der Stille,
in den Gärten schlugen sie Nüsse herab. Doch heute wie fern
das Nahe und wie nah doch das Ferne,
die undurchdringliche Wehmut des Abends schüttet mich zu.

In unendlicher Ferne kläffte ein Hund,
irgendwo lässt jemand Jalousien herunter.
In Pakistan wohl. Über die ganze Erde
höre ich brausen den Zug. Unter den Bäumen
der Antipoden knirschende Schritte im Sand.
Und dieser entfernte Schreitende, ein verkehrtes Ich,
mit dem Kopf zielend in die entgegengesetzte Tiefe des Sternraums
kommt nicht ohne mich aus in dieser Dämmerung Stunde,
da einander telegraphieren
die Nacht- und die Tagseite unserer Erde.

Noch atme ich. Kalt ist mir. Ich habe Hunger.
Noch atme ich und höre den Atem jemandes in der Nähe
Bist Du es, Herr,
der Du eintrittst durch verschlossene Türen . . . Sei mir begrüßt,
von blossen Dingen nicht zu fesselnder Häftling.
Stückchen Brot,
das sie Sterbenden auf die Zunge legen und hochheben über die Menge.
Des Herodes Schrecken. Wie seltsam, dass sie Dich noch so
belassen in der Selbsthaft der Tabernakel.

Bis hierher ist zu hören das Getrampel der Völker,
die ständig überfluten und ständig entleeren
die Hallen der Geschichte.
Sie schauern vor Deinem Erbarmen, dem sie eher verzeihen
als Deiner Gerechtigkeit, die straft.
Sie sind auf der Flucht, wie auch ich vor Dir floh.
Doch nun steh ich und lauf nicht davon
am Ende meiner Eile,
voll von Wegen . . .

Und wie mich berührt hat die Hand des Herrn,
blättere ich meine Tage zurück beim Lichte der Seele.
Viel Splitter und Staub
auf dem Steg zwischen den Städtchen Geschehen und Es-geschah-nicht
auf dem ein Engel angstvoll mich führte.

Und plötzlich

höre ich einen Amboss. Höre Lerchen im Korn.
Das Gesumm der Hummeln bombardiert mein Gehör
durch die Stille des Sommers
jenes Tages irgendwann gegen Ende der Kindheit.
Es ist um Pfingsten und die Pfingstrosen sind am Verblühen.
Doch schien es, als würden sie niemals aufhören zu blühen.
Ein Blatt schwebte hoch und blieb haften am bodenlosen Blau.
Es war ständig vor und ständig nach den Feiertagen.

Und diesen Tag

genau in der Mitte dieser Sonne, so gross,
voll verstummter Lippen und gebrochener Augen und
dieses Eilen der Arbeit
auf den Böden der Stuben und draussen auf den Feldern,
wo noch vor kurzem Ruth auf das Ähren –
das alles umtönte die Stimme der Toten
wie ein Chor der Antike
auf einer Bühne, immer schräger beleuchtet
von der grossen gelben Rose der Sonne
die hinter die Wälder versank.
Die Bäume tauchten sacht in die Dunkel des Anfangs
und einen Augenblick lang,
einen kurzen Augenblick
blieb nichts als der Himmel ohne die Schwalben,
dieser schwebende Ozean der Taufgewässer,
aus denen es leise donnert,
leise zu donnern nicht aufhört vom Heiligen Geist . . .

Niemand trieb mich davon.

Ein Aufstöhnen hätte genügt.
Ein Schluchzer bitter wie der Atem der Erlen
unter den aufgehenden Sternen der Zeiten des Jünglings,
und ich müsste nicht fortgehn
auch keinen Schritt
von diesen Orten, an denen ein Geheimnis
rätselhafter als Ägypten, als die Weisheit der Inka,
sich einfach und schlicht offenbarte
den Augen des Kindseins . . .

Ein einziges Wort

hätte die Ereignisse umstürzen können.
Doch ich verhärtete mich und sagte kein Wörtchen.
Der Engel erhob sich, betrübt flog er davon.
Ein Weinen erklang. Jemand rand die Hände und Tränen strömten
unaufhörlich seit dieser Stunde
das Schmerzengesicht herab.

Ich höre noch heute
die Stimme der Mutter, wie sie mich ruft
vom Grunde des Gartens zwischen Nesseln und Kletten,
die wir bei jenem duftenden Frühlingschauer zusammenharkten.
Noch neulich. Noch am Gründonnerstagabend.
Noch bevor jenes Schreckliche ward
werden es bald
zwei Jahrtausende sein.

Noch höre ich jene Stimme.
Es ist das österliche Geläute aller Kirchen der Welt.
Oh durchbohrtes Herz, das dennoch schlägt,
es ist Deine Stimme.

Komm, Herr.
Als Häftling zum Häftling.
Mein Herz steht angelweit offen.
Endlich.

Aus dem Zyklus
«Der Häftling Gottes»
übertragen von Nikolaus Lobkowitz
(Verlag J.W. Naumann)



AUGUST

Die Sonne ist ein grosser Dichter
doch
an drückend schwülen Nachmittagen
augustvoller Erschlaffung
verfasst sie nur trunken beschwerliche Prosa
trüge sich dahinschleppender Bekenntnisse
Trübgraue Schatten steinerer Säulen
mit barock geschwungenen Leibern der Himmelskönigin
zerschlagen nur mühsam die ausgedörrte Leere
der mittäglichen Einsamkeit verlassener Marktplätze
Die Last des glühenden Tages gleichen allmählich
die leichtfüssigen Lüfte milder Abendstunden aus
und die herangereiften Früchte der ewig gebärenden Erde
fallen aus der Felder Weissglut
in die weit geöffneten Arme
lächelnd gastlicher Körbe
Und die von Sonnenbränden ausgetrockneten Herzen
setzen sich ermattet
auf die Vorschwellen der schweigsamen Sammlungen
deren mild besänftigende Barmherzigkeit
mit stiller Hingabe
in den weichen Schoss der blutbefleckten Horizonte fällt
zugleich mit dem langsam verblassenden Purpur
der Tag für Tag erlöschenden
Sonnen



SEPTEMBER

Die Felder sind gepflügt, die Pferde ausgespannt . . .
So war es ehemals, in längst vergangener Zeit
ehe sich monströse stählerne Käfer
unter mechanisch rastlosem Brummen
unerbittlich mit ihren metallenen Kiefern
in die frisch blutenden Furchen
der eben entbundenen Erde verbissen
der bereits hundertfach
durch die unablässig kommende Tyrannen der Geschichte verklavten
Granatäpfel uralten Herrschertums reifen
in den Händen des Fürsten der knochenfressenden Zeit
während von den reich gedeckten Tafeln
der Wenzels-Kirchweihen voll ewiger Hoffnung
die man hinter den fest verschlossenen Pforten des Blanik feiert
aus den Tiefen des vom Warten blinden Dunkels
immer wieder beharrlich der Choral angestimmt wird
«Lass uns nicht untergehn»
Und der geduldig wartende Ritter Wenzel
freundlich über die Jahrhunderte hinweg
den Getreuen seinen Gruss entbietend
gibt jäh aus der Mitte lindenbekränzter Plätze heraus
das Kommando zum Sturm
auf die grausam plündernden Horden der Angreifer
entschlossen seinem eisernen Ross die Sporen gebend
das freudig lossprengt
zu neuen siegreichen
Schlachten



OKTOBER

Das erstumnte Reifen von Süsse übersättigter Trauben
legt behutsam seine ausgereifende Hand der Umschliessung
auf den dürstenden Mund der langsam welkenden Zeit
und sättigt mit dem Nektar flüchtigen Rausches
die einsamen Winkel in Stille versunkener Augenblicke
Säuerliche Rinnsale ewig gekelterter Weine
des von der Vorsehung gleichmässig verteilten Schmerzes
rinnen rhythmisch in alle alltäglichen Dinge
liebevoll die beissenden Flammen
jäh auflodernder Hoffnungslosigkeit löschend
Auf der weissen Leinwand sinnbildlichen Wachens
erscheinen seltsam schwerclosen Gestern
mit ephemeren Sonnenwenden von Kreuzwegstationen der Liebe
konzentriert um Kreuzwege
stammelnder Asprechlosigkeit wiederholten Fallens
in einer ständig verlängerten Gegenwart
mütterlich schmerzenden Begegnungen
Die verirrtten Schafe vom Leben blutbestrichener Augenblicke
kehren allmählich zurück in ihre warmen Hütten
liebvoller Behaglichkeit kaminleuchtender Heime
und auf dem silberschäumenden Wasserspiegel
schmerzwogender Erkenntnis
erblicken wir nach und nach die spärlichen Umrisse des Vertrauens
das zaghaft eintritt
in unsere vom Unglauben gesteinigten
Herzen.

Aus dem Zyklus «Zwölf Kalenderblätter»



ZLATA JUNGE-ZIMMEROVA:

AM GRAB DER BÖHMISCHEN KÖNIGE

Mit Scham im Herzen schweige ich bei den Achaten,
Oh, böhmische Edelsteine!
Eine treue Waffe, sie ruht hier in der Nähe,
sie war nicht immer die unsere!

So wie der Tau die Blätter und Blüten nässt
in den Knospen, die noch schlafen,
mit Blut werden befleckt die schmale Lanze und das Schwert
mit Handschuhen.

Soll man beten? Doch, nur das Schwert möge glänzen,
ein blankes Schwert in den Händen!
Nur Frauen können leere Hände haben.
Und nicht einmal die Frauen!

Die Uhr geht, unsere Zeit wird jedoch immer knapper,
auf dem Uhrturm der Renaissance.
Die Hand der Geschichte schrieb diesmal nicht
ein frisches Zeichen an die Wand.

Das Blut ist jedoch schon eingetrocknet und entflammt,
der Gedeimütigte verzweifelt nicht.
Nur Frauen können leere Hände haben.
Und nicht einmal die Frauen!

Doch die Hände falten zur aller ärmsten Bitte
und die Schande zu ertragen?
Nur die Kleinen dürfen leere Hände haben.
Und nicht einmal die Kleinen.



UNSERE AUTOREN:

Dr. Alfred Dregger, MdB.

ist Stellvertretender Vorsitzender der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands (CDU) und Fraktionsvorsitzender der CDU/CSU im Deutschen Bundestag. Auch als politischer Essayist ist er weit über die Grenzen der BRD bekannt.

Prinz Nikolaus von Liechtenstein, Dr. iur.

leitet die ständige Vertretung des Fürstentums Liechtenstein beim Europarat in Strassburg und ist gleichzeitig auch Botschafter seines Landes beim Heiligen Stuhl (Vatikan).

Prof. Dr. Nikolaus Lobkowitz

ist Philosoph, Politologe, derzeit Präsident der Katholischen Universität in Eichstätt (BRD). 1971-1982 war er Präsident der Universität München. Er ist Mitglied des päpstlichen Rates für Kultur in Rom und Präsident des Freien Deutschen Autorenverbandes. Neben zahlreichen anderen Funktionen leitet er auch den Redaktionsrat von Nové Obzory/Neue Horizonte.

Dr. Peter Sager

ist Schweizer Nationalrat (Mitglied des Schweizerischen Parlamentes) und Direktor des Schweizerischen Ost-Institutes in Bern. Er ist Mitglied der Schweizerischen Delegation beim Europarat in Strassburg.

Prof. Dr. Werner Ross

ist Honorarprofessor für Literaturwissenschaften an der Universität München. Als Direktor leitete er seinerzeit das Deutsche Institut in Rom.

Drago Jančar

ist ein erfolgreicher jugoslawischer Schriftsteller (Slovene), ein überzeugter Kämpfer für Freiheit und Demokratie. Er ist Mitglied der jugoslawischen PEN-Klub-Sektion, die er zur Zeit präsidiert. In dieser Funktion war er Gastgeber des letzten PEN-Weltkongresses in BLED, an welchem er den Vorsitz führte.

Jan Zahradníček

gehört zu den Spitzen der tschechischen spiritualen und reflexiven Lyrik. Er starb im Alter von nur 55 Jahren, am 7.10.1960, kurz nach seiner Entlassung aus den kommunistischen Gefängnissen in der CSSR, wo er für sein christliches Kredo 9 Jahre verbringen musste. Während seinem Leiden entstand sein Meisterwerk «Das Haus ANGST». Einige weitere Zyklen: «Wahrzeichen der Macht», «Häftling des Gottes», «Vier Jahre».

Pater Dr. Libor Koval

stammt aus Prag, lebt heute als griechisch-katholischer Priester in Freiburg (BRD) und betätigt sich in seiner Freizeit auch literarisch. Einige seiner Werke: Kon/tra/revolution (1979), Lieder eines weisen Narren (1980), Zwölf Kalenderblätter (1984).

Zlata Junge-Zimmer

lebt seit 1975 in Wien. Sie studierte Musik, die Malerei und Rechtswissenschaften in Brno (Brünn), später folgte noch das Dolmetscherstudium in Wien. Sie schreibt Prosa und Lyrik in tschechischer und deutscher Sprache, ist Mitglied des PEN-Klubs sowie des Freien Deutschen Autorenverbandes. Einige ihrer Werke: «Der Lichtschein» (Záření), das Fachbuch «Die Schule Otto Wagners 1894-1912».

Prof. Dr. Ivan Sviták

is professor of philosophy at California State University Chico covering his Bohemian being in Prague before 1968 his American exil in New York, 1968-1970 and his Californian existence after 1970.

NOVÉ OBZORY

ČASOPIS PRO ČESKOU NÁRODNÍ A DUCHOVNÍ OBNOVU

Vydává a řídí redakční za vedení Mikuláše Lobkowicze

Toto číslo připavit: Mikuláš Lobkowicz, Rio Preisner, Felix Uhl.

Odpovědný vydavatel: Felix UHL

Redakce a administrace: Nové obzory, Postfach 135, CH-9016 St.Gallen

Nevyžádané rukopisy se nevracejí.

Redakce si vyhrazuje právo zkracovat a upravovat texty.

Podepsané články nevyjadřují nezbytně názor a postoj redakce.

Předplatné na 4 čísla i s poštovným: 45 SFr. mezinárodní poštovní poukázkou na:
ST.GALLISCHE KANTONALBANK, SG - NEUDORF, Konto Nr. 55/003.100-09
nebo na adresu administrace.

Čtenáři v Československu dostávají časopis zdarma.

Upozornění pro předplatitele: Toto cizojazyčné číslo není číslováno,
ale představuje druhé dvojčíslo ročníku 1988.

NEUE HORIZONTE

Verwaltung: Redaktionsrat unter Leitung von Nikolaus Lobkowicz

Verantwortlicher Herausgeber: Felix Uhl

Zusammenstellung dieser Sonderausgabe:
Nikolaus Lobkowicz, Rio Preisner, Felix Uhl

Jahresabonnement (4 Hefte bzw. 2 Doppelhefte): SFr. 45.–

Zahlungsart: mit dem beiliegenden Einzahlungsschein:

Schweiz: St.Gallische Kantonalbank, St.Gallen, Kto. Nr. 55/003.100-09

Deutschland: Bayrische Vereinsbank AG München, Kto. Nr. 2 405 935

Österreich: Creditanstalt-Bankverein Lustenau, Kto. Nr. 6084-40-17347

Vom übrigen Ausland: internationale Postanweisung oder per Check

Unsere Leser in der Tschechoslowakei erhalten die Zeitschrift
begreiflicherweise gratis.

Druck: Vetter Druck, Thal SG (Schweiz)

NOUVEAUX HORIZONS

REVUE POUR LE RENOUVEAU NATIONAL ET SPIRITUEL TCHEQUE

ANNÉE 1988 – EDITION SPÉCIALE

Publié par le Comité de Rédaction

Éditeur: Dr. Felix Uhl

Rédaction et Administration: BP 135, CH-9016 ST.GALLEN, Suisse

NEW HORIZONS

REVIEW FOR THE CZECH NATIONAL AND SPIRITUAL RENEWAL

YEAR 1988 – SPECIAL EDITION

Published by Editorial Bord

Responsible Editor: Dr. Felix Uhl

Redaction an Administration: BP 135, CH-9016 ST.GALLEN, Switzerland

NEUE HORIZONTE

ZEITSCHRIFT FÜR TSCHECHISCHE NATIONALE UND GEISTIGE

ERNEUERUNG

JAHRGANG 1988 – SONDERAUSGABE

Herausgegeben vom Redaktionskreis

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Felix Uhl

Redaktion und Administration: Postfach 135, CH-9016 ST.GALLEN, Schweiz